

Leseprobe

Urach im Jahr 1441

Wie tödliches Gift rauschte das Blut durch ihre Adern. Der Schmerz der ihren Körper zu zerreißen schien war grauenvoll. Das Haar klebte nass in ihrem jungen, verschwitzten Gesicht, welches von der tiefen Anspannung verzerrt war. Ich kann es nicht, es reißt mich auseinander, schrie sie innerlich auf. Warum nur hatte Eva den Apfel von der Schlange angenommen, schoss es ihr durch den Kopf. ‚Unter Mühen sollst Du Kinder gebären‘, kam ihr die Stelle vom ersten Buch Mose in den Sinn und lief zähflüssig wie Honig durch ihre Gehirnwindungen. Sie konnte den Gedanken daran nicht zurückhalten. ‚Unter Mühen sollst Du Kinder gebären, unter Mühen sollst Du Kinder gebären‘, ratterte es im Stakkato durch ihren Kopf. Sie schrie laut auf und krallte ihre Finger in das weiße Laken.

Die Hebamme beugte sich über sie. „Ihr müsst pressen. Bei jeder Wehe müsst Ihr das Kind weiter hinunterdrücken!“, drängte sie die Schwangere und massierte leicht deren Bauch. Aus ihrem strengen Knoten hatten sich vor Anstrengung einzelne Haarsträhnen gelöst. Über sieben Stunden stand sie der Frau nun zur Seite, aber das Kind wollte einfach nicht kommen. Die Wehen wurden von Minute zu Minute schlimmer. Es wurde Zeit, dass die Arme von diesen elenden Geburtsschmerzen erlöst wurde. Außerdem würde sie kein Geld bekommen, sollte das Kind im Mutterleib sterben oder, was noch schlimmer wäre, die Gebärende stürbe. Skeptisch betrachtete sie deren bleiches Gesicht.

„Ich glaube ich schaffe es nicht!“, stieß die junge Frau mühsam aus und holte keuchend Atem. Sie konnte fühlen, wie die Kraft sie bei jeder neuen Wehe mehr verließ. Am liebsten wäre sie aus ihrem Körper herausgetreten. Sie hatte sich unbändig auf dieses Kind gefreut, aber die unendlichen Leiden der Geburt zermürbten sie immer weiter. Unter allen Umständen wollte sie dieses Kind gebären. Gezeugt voller Liebe hatte es jedes Recht darauf, das Licht der Welt zu erblicken, auch wenn sie – sie musste den Gedanken daran unterbrechen. Tief in ihrem Inneren baute sich der gewaltvolle und grausame Schmerz der Wehe wie eine wogende Welle erneut auf. Drohte sie erbarmungslos mitzureißen. Nichts mehr denken, nur noch atmen, befahl sie sich selbst und versuchte der wachsenden Panik Herr zu werden. Der dunkle Schmerz wurde stärker, versuchte sie innerlich zu zerreißen und in seine schwarze Dunkelheit zu zerren. „Aaaahhh!“, stieß sie gequält hervor. Zu diesem Zeitpunkt war es ihr völlig egal, was die Hebamme über sie dachte.

„Ihr schafft das! Der weibliche Körper kann noch viel mehr Schmerzen ertragen. Ihr werdet sehen, wenn das Kleine erst einmal in Euren Armen liegt, ist alles vergessen“, redetet die Hebamme auf die Gebärende ein. Aus weiter Ferne vernahm diese die Worte der älteren Frau, konnte sich allerdings nicht auf dessen Inhalt konzentrieren. Zu stark hielt der Geburtsschmerz sie in seiner eisernen Umklammerung gefangen und schien sie nie wieder loslassen zu wollen.

„Jetzt presst! Presst mit Eurer ganzen Kraft!“, wurde sie von der Hebamme in ihren wirren Gedanken unterbrochen. Langsam spürte sie, wie der Schmerz sich in seine dunkle Höhle zurückzog, nur um darauf zu warten, sie sofort wieder anzuspringen, sollte sie sich fälschlicherweise in Sicherheit wiegen. Sie wusste genau, dass er nur auf die passende Gelegenheit wartete. Trotz allem war es eine unendliche Erleichterung, für einen kurzen Moment eine Pause zu bekommen. Die Hebamme war ans Fußende des Bettes getreten, um zu sehen ob sich der Kopf endlich zeigen würde. Aber die Wehe war verebbt und nichts war geschehen. Rasch überlegte sie. Sie übte diesen Beruf nun über dreißig Jahre aus. Als kleines Mädchen musste sie ihre Mutter begleiten, wenn diese zu den Gebärenden gerufen wurde. Dadurch hatte sie unendlich viel praktische Erfahrung sammeln können. Außerdem war sie bei viel schlimmeren Geburten den Frauen beigestanden. Was sie jetzt benötigte war ein starker Mann, der ihr half, die Schwangere festzuhalten.

„Ich bin gleich wieder zurück!“, rief sie der jungen Frau zu und verschwand aus dem Zimmer. Sie zog die Tür hinter sich zu und eilte die breite Treppe hinab.

„Graf Ludwig, wo seid Ihr? Ich benötige Eure Hilfe!“ Sie blieb in der großen Empfangshalle stehen und schaute sich um. Nur wenige Sekunden später öffnete sich eine Tür und ein bleiches Gesicht erschien im Rahmen.

„Um Gotteswillen, Frau, was ist denn passiert? Geht es Enneleyn gut?“

Die Hebamme musterte den Mann kurz. Wie er da mit angstverzerrtem Gesicht vor ihr stand, wusste sie plötzlich nicht mehr, ob es solch eine gute Idee war, ihn um Hilfe zu bitten. Sie hatte allerdings keine andere Wahl. Er hatte schulterlanges, leicht lockiges, dunkles Haar und eine schmale, lange Nase. Seine Augen blitzten sie dunkel an. Sein muskulöser Körper war in kostbare Gewänder aus edler weißer Seide gehüllt und seine Füße steckten in hohen, ledernen Schafstiefeln.

„Ich benötige Eure Hilfe, Graf, bitte folgt mir.“ Sie musste ihre Zweifel zur Seite schieben. Rasch liefen sie die Treppe nach oben. Der Graf verbiss sich jeden Kommentar. Ab und zu hatte er die Schreie seiner geliebten Enneleyn gehört. Ein paar Mal war er drauf und dran gewesen, sich in die oberen Gemächer zu stürzen in denen sie lag. Dann hatte er sich wieder zur Vernunft gerufen. Jeden Tag mussten Frauen die Qualen der Geburt ertragen. An die vielen Frauen, die bei der Geburt starben, durfte er dabei einfach nicht denken. Es war der reine Albtraum. Hätte ich nur Enneleyn nicht geschwängert, kam es ihm in den Sinn. Wenn sie nun tatsächlich bei der Geburt sterben würde. Plötzlich schien die breite Treppe unter seinen Füßen in schlangenartigen Bewegungen zum Leben zu erwachen. Die holzgetäfelten Wände kamen näher, wollten ihn erdrücken. Krampfhaft hielt er sich am kühlen Treppengeländer fest und atmete tief ein, bis er sich wieder unter Kontrolle hatte. Er nestelte an seinem obersten Knopfloch herum und lockerte den Schal. Schweißperlen rannen ihm den Nacken hinunter und hinterließen eine ekelhaft feuchte Spur auf seiner Haut. Er versuchte das düstere Bild in seinem Kopf zu verdrängen. Versuchte es mit aller Macht, ohne dabei der tiefen Unruhe Herr zu werden, die sich subtil in seinem Inneren auszubreiten drohte. Wie ein kleiner Samen, der durch die Angst neue Nahrung fand, wuchs sie zu einer starken Pflanze heran, die alle Vernunft zu verdrängen drohte. Es blieb kein Platz mehr für rationale Gedanken, kein Platz mehr für Sicherheit und Gewissheit, dass alles gut ausgehen würde. Erneut nahm er einen tiefen Atemzug. Sie war jung und kräftig, versuchte er sich zu beruhigen. Je näher er der geschlossenen Schlafzimmertür kam, desto mehr wurde ihm bewusst, welche Angst er hatte, Enneleyn zu verlieren. Sie war seit mehr als fünf Jahren seine Geliebte, und bisher hatte er noch keinen einzigen Tag bereut, an dem er den folgenschweren Entschluss gefasst hatte, seine Frau zu verlassen. Enneleyn war vierzehn Jahre alt gewesen, als er sie bei ihrem Vater kennen gelernt hatte. So wie es ihm Enneleyn im Nachhinein schilderte, hatte sie sich Hals über Kopf in ihn verliebt. Auch er war von dem jungen Mädchen eigenartig berührt gewesen, hatte jedoch nie Anstalten gemacht, sie um ein heimliches Treffen zu bitten. Seine Ehe mit Gräfin Brunhild wurde nur mehr zum Schein aufrechterhalten. Nachdem das zweite Kind auf die Welt gekommen war, zog er aus der gemeinsamen Schlafkammer aus. Zum damaligen Zeitpunkt war ihm bewusst geworden, dass tief in Brunhilds Inneren eine Bereitschaft zur grausamen Bössigkeit lauerte. Um ihren ständigen Spitzen zu entgehen, vermied er ihre Gesellschaft täglich mehr. Die Kinder entzog sie ihm komplett und hetzte sie gegen ihn auf. Ihr anstrengendes Verhalten trieb ihn regelrecht in Enneleyns Arme. Am Anfang rechtfertigte er sich noch, dass er nicht wegen Enneleyn so häufig den Kaufmann Herbold aufzusuchen begann, sondern wegen der Geschäfte. Bald erkannte er jedoch, dass das eine Farce war. Spätestens, wenn er mit Herzklopfen vor dem großen Holztür des Kaufmanns in Reutlingen stand, wurde ihm Bewusst, dass es Enneleyn war, die dieses Herzklopfen auslöste. Als sie ihm eines Tages im Garten auflauerte und ihre Gefühle gestand, konnte er sein Glück kaum fassen. Trotzdem versuchte er mühsam seine Gefühle unter Verschluss zu halten und gab sich äußerst zurückhaltend. Je mehr Zeit

verstrich, desto weniger gelang ihm dies jedoch. Schließlich musste er sich eingestehen, dass er sich längst in die ungestüme, junge Frau verliebt hatte. So nahm das Schicksal seinen Lauf. Seine Frau merkte schon bald, dass er eine neue Mätresse hatte, gab aber nichts darauf, da dies bereits öfters der Fall gewesen war. Früher oder später würde er schon wieder das Interesse an ihr verlieren. Diesmal hatte sie sich jedoch gründlich getäuscht. Schon bald reichten Ludwig die heimlichen Stelldicheins und die gemeinsamen Ausritte mit Enneleyn nicht mehr. Und als der Herbst anbrach, ließ er ihr ein prachtvolles Haus bauen, in dem er schon bald mehr Zeit verbrachte als Zuhause. Selbst seine Geschäfte begann er von seiner neuen Residenz aus zu tätigen. Seine Frau war maßlos wütend darüber. Sie fühlte sich bloßgestellt und schamlos von Ludwig hintergangen. Als sie schließlich erfuhr, dass die verhasste Mätresse ein Kind erwartete, kochte sie vor Wut und schmiedete düstere Rachepläne. Ludwig indes, fühlte sich so glücklich wie nie zuvor. Und nun war es soweit, seine geliebte Enneleyn würde ihm ein Kind schenken und er wusste nicht, wie es enden würde. Noch einmal nahm er einen tiefen Atemzug und stieß entschlossen die angelehnte Tür auf. Ein schrecklicher Gedanke schoss ihm plötzlich durch den Kopf. Was, wenn Gott sie für ihre Sünden nun bestrafen und Enneleyn zu sich holen würde. Er stöhnte kurz auf und die Hebamme schaute ihn mit gerunzelter Stirn fragend an. Nein, rief er sich schnell zur Ordnung, das kann und wird nicht passieren. Wir bieten dem Schicksal die Stirn, unsere Liebe ist stärker als das irdische Leben. Er nickte der alten Frau kurz und bestimmt zu. „Sagt mir, was ich zu tun habe“, seine Stimme klang in seinen Ohren kräftiger, als er sich tatsächlich fühlte. Dann trat er in das verdunkelte Schlafgemach. Enneleyn schaute ihn aus müden Augen dankbar an. Er nahm ihr bleiches Gesicht und die tiefen Augenringe wahr. Rasch trat er zu ihr.

„Liebes, bald ist es vorbei und wir werden unser Kind in den Armen halten, das verspreche ich Euch bei meiner Liebe!“

Sieben Jahre später

Gernot, der sieben Jahre zuvor das Licht der Welt erblickt hatte, war zu einem glücklichen und gesunden Jungen herangewachsen. Graf Ludwig konnte ihn zwar nicht öffentlich als seinen Sohn anerkennen, trotzdem wusste jeder in der gesamten Grafschaft, wer Gernot war. Die Beziehung zwischen Ludwig und Enneleyn war seit der dramatischen Geburt ihres gemeinsamen Sohnes noch intensiver geworden. Gräfin Brunhild indessen, konnte ihren Zorn kaum mehr kontrollieren. Sie begann Pläne zu schmieden, wie sie die Beziehung der Beiden langsam unterminieren konnte. Das subtile Gefühl der Diffamierung durch Ludwig und seiner Mätresse machte das Ganze nur noch schlimmer für sie.

Zu seinem siebten Geburtstag bekam Gernot ein kleines Pony geschenkt, welches er auf den Namen Flecki taufte. Mit diesem begleitete er seinen Vater fortan durch die Grafschaft. Gemeinsam ritten sie in die Dörfer, um sich die Klagen und Nöte der Dorfbewohner anzuhören. Gernot verfolgte das Geschehen um ihn herum mit wachem Verstand und einer großen Wissbegierde. Komplexe Zusammenhänge erfasste er schnell. Sein erlerntes Wissen konnte er ohne Schwierigkeiten sofort umzusetzen. Ludwig betrachtete stolz seinen Sohn auf einem der gemeinsamen Ausritte. Ja, er würde ein ebenbürtiger Nachfolger sein. Enttäuschung, so bitter wie Gallensaft, schoss sofort wieder hoch. Es war unmöglich. Gernot war ein uneheliches Kind, illegitim. Somit war es ein reiner Wunschgedanke. Er musste damit abschließen.

An diesem Abend saß er in seinem Arbeitszimmer und starrte auf die offene Feuerstelle vor sich. Tief in Gedanken versunken, gab er sich seinen düsteren Grübeleien über die Zukunft seines Sohnes hin. Da er ihn nicht rechtmäßig legitimieren konnte, müsste es eben anders gehen. Er musste einfach sicherstellen, dass Gernot eine Chance auf den Grafentitel bekam, sollte er an die Reihe kommen. Vielleicht wäre es auch möglich ein Gesetz zu verabschieden, dass ihn legitimieren könnte. Nein, schalt er sich selbst, nicht einmal er könnte so etwas bewirken. Ein Schriftstück, schoss es ihm durch den Kopf. Ja, ein Schriftstück, welches

rechtmäßig bekräftigte, dass Gernot sein leiblicher Sohn war. Das war gut, das war sogar sehr gut, bestärkte er sich selbst und griff rasch zur Feder. Im zweiten Absatz musste er ihm unbedingt das Recht einräumen, nach seinem Tod, sowie dem Tod seiner ehelichen Kinder, die Grafschaft mitsamt den Ländereien übertragen zu bekommen. Für den Bruchteil einer Sekunde hielt er inne. Hatte er soeben tatsächlich an den Tod seiner eigenen Kinder gedacht? Wüsste er dies vielleicht sogar? Entsetzt schloss er die Augen ob dieses verstörenden Gedanken. Er stellte plötzlich fest, dass er sich emotional bereits sehr weit von seiner früheren Familie distanziert hatte. So weit, dass selbst der etwaige Tod seiner Kinder – sein eigen Fleisch und Blut – ihn nicht störte. Die Sorge um Gernots Zukunft hatte die Prioritäten komplett verschoben. Die Erkenntnis dieses Gedanken lag wie bunte Tinte vor ihm auf dem Schreibtisch, bereit ein neues Porträt von ihm zu zeichnen, welches nicht unbedingt schmeichelhaft war. Er fuhr sich mit der Hand über die geschlossenen Augen. Dann machte er sich an die Arbeit. Die Feder kratzte schnell über das Pergamentpapier als er alles Wichtige gewissenhaft notierte. Schließlich war es vollendet. Die schwarze Tinte glitzerte noch feucht im Schein der Kerze, als er das rote Siegelwachs über das Pergament tröpfeln ließ. Erst zögerlich, dann mit grausamer Entschlossenheit, stieß er seinen Siegelring in die noch weiche Masse und verharrte einen Augenblick. Zufrieden schaute er auf sein Werk. Das musste reichen. Mehr konnte er zu diesem Zeitpunkt für Gernot nicht machen. Der Rest war Schicksal. Zumindest jedoch, hatte er dem Schicksal Zügel angelegt, um es gefügiger zu machen. Mit diesem Schriftstück legte er sie in Gernots kleine Hände. Nun konnte er nur hoffen, dass Gernot den richtigen Weg einschlagen würde. Er nahm den Siegelring vom Schreibtisch auf, drehte ihn gedankenverloren in seinen Fingern herum und steckte ihn wieder an. Dann ließ er nach seinem Sohn schicken.

„Gernot“, begann er ernst, als der Kleine vor ihm stand. „Du bist nun sieben Jahre alt. Aus diesem Grund möchte ich dir meinen Siegelring schenken.“ Mit einer geschmeidigen Bewegung zog Ludwig den gräflichen Ring vom kleinen Finger und überreichte ihn Gernot. Mit großen Augen bäugte ihn der Kleine fasziniert. „Der Ring wird wohl ein wenig zu groß für deinen Finger sein.“ Ludwig öffnete eine Schublade in seinem riesigen Schreibpult und zog eine goldene Kette hervor. Diese legte er in Gernots kleine, zitternde Hände. „Häng’ den Ring an die Kette und bewahre ihn gut unter deinem Hemd auf. Dieser Ring ist der Beweis, dass du mein Sohn bist. Verliere ihn deshalb nie, Gernot!“, eindringlich sprach er die Worte und fixierte ihn dabei. Dann fuhr er ihm kurz über die langen, braunen Locken, die sein Gesicht umrahmten. Im Antlitz seines Sohns konnte er deutlich Enneleyns Gesichtszüge erkennen. Auch Gernot hatte diese wunderschön geschnittenen, dunklen Augen und die edlen Züge. Von ihm selbst hatte er nur das energische Kinn und den sinnlichen Mund vererbt bekommen. Stolz, mit einer Spur von Wehmut im Blick, betrachtete Ludwig ihn. Von ganzem Herzen hätte er Gernot den legitimen Status des Grafensohns gegönnt und ihn als seinen rechtmäßigen Erben eingesetzt.

Später lag er mit Enneleyn im Bett und informierte sie über die Schritte, die er eingeleitet hatte. Enneleyn sah ihn erstaunt an.

„Ist das nicht ein wenig zu früh?“, fragte sie Ludwig. Sie sah zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht die Notwendigkeit, alles zu regeln. Schließlich waren sie noch jung. Ja, jung waren sie noch, schoss es ihr mit einem Mal durch den Kopf, aber wie lange würden sie noch leben. Lange genug, um Gernot die Steine auf dem beschwerlichen Weg zum Grafentitel zu räumen? Eine Garantie dafür gab es nicht. Ludwig seufzte kurz auf. „Man weiß nicht, was die nächste Zeit noch bringen wird, Enneleyn. Außerdem traue ich Gräfin Brunhild nicht über den Weg. Ihre Eifersucht auf Euch, sowie Gernot wird immer stärker. Solange ich am Leben bin, ist es kein Problem. Ich werde das Schriftstück meinem Medicus zur Aufbewahrung übergeben. Möge Gott hoffen, dass Ihr es nie brauchen mögt.“

„Ach, Ludwig, weshalb diese Schwarzmalerei? Ihr seid so gesund und munter wie ein Fisch im Wasser. Ihr werdet ewig Leben um uns zu beschützen. Macht Euch deshalb keine Sorgen“,

sie lachte kurz auf und drückte ihm einen herzhaften Kuss auf die Wange. „Außerdem seid Ihr noch jung.“

„Ich danke Euch, meine geliebte Enneleyn“, sprach er überschwänglich aus. „Aber nun genug der dunklen Gedanken“, er beugte sich über sie und ließ eine Hand unter ihr Nachtwand gleiten. Erst sehr viel später schliefen sie erschöpft, aber glücklich ein.

An den Tagen, an denen sein Vater Gernot nicht mitnehmen konnte, wurde seine Ausbildung in Latein, Französisch, Schrift, Rhetorik und Mathematik fortgesetzt. Manchmal hatte der junge Priester seine liebe Not mit seinem Zögling. Da Gernot vor Energie und Tatendrang nur so strotzte, fiel es ihm ungeheuer schwer, länger als eine halbe Stunde auf seinem Stuhl sitzen zu bleiben. Wäre es nach ihm gegangen, so hätte er den lieben langen Tag mit Flecki Ausritte in die nähere Umgebung unternommen oder wäre über das große Anwesen gestrolcht. Für Gernot schien der sechsstündige Unterricht nie enden zu wollen. Da er jedoch ein intelligentes und aufgewecktes Kind war, konnte er sich recht bald auf Französisch mit seiner Mutter verständigen. Nur mit Latein hatte er seine Probleme. Dafür glänzte er wiederum in Mathematik, was dem Priester außerordentlich gefiel, da dies sein Spezialfach war. Auch sein Vater zeigte sich erfreut über die Fortschritte seines Sohnes. Ein paar Wochen später nahm er Gernot deshalb als Belohnung zu einem weit entfernt liegenden Dorf auf der Alb mit. Gernot konnte an diesem Abend vor Aufregung kaum Einschlafen. Sein Vater hatte ihm bereits erzählt, dass sie mindestens vier Tage lang reiten müssten, um dorthin zu gelangen. Mit seiner blühenden Fantasie malte er sich bereits aus, welche Abenteuer sie während des Rittes zu bestehen hätten. Am nächsten Morgen ging es los. Traurig winkte ihnen Enneleyn nach. Sie wusste, dass sie ihre beiden Männer nun mindestens zwei Wochen nicht mehr sehen würde. Nebeneinander ritten Gernot und sein Vater im langsamen Schritt durch die frühherbstliche Landschaft. Sie waren im Ganzen fünf Tage unterwegs und Gernot genoss den spannenden Ausflug über alle Maße.

Die Sonne stand bereits ziemlich tief, als sie endlich das Dorf erreichten. Sofort wurde ihnen eine Kate zur Verfügung gestellt, in der sie ihre Satteltaschen verstauen konnten. Gernot wunderte sich wieder einmal, wie einfach die Hütten eingerichtet waren. Vier grob zusammen gezimmerte Bettrahmen, auf denen mit Stroh gefüllte Säcke lagen, dienten als Lagerstätte. Ansonsten befanden sich noch ein Tisch mit vier Stühlen, sowie eine kleine Feuerstelle darin. Mehr gab es nicht. Um die Kälte im Winter und die Hitze im Sommer draußen zu halten, waren nur kleine Fenster, behängt mit einem Stoffetzen davor, eingelassen worden. Der Raum wirkte dadurch ungemütlich und dunkel. Schaudernd hob Gernot die Schultern. Es war ihm ein Wunder, wie man sein ganzes Leben darin hausen konnte. Ihm wurde bewusst, wie privilegiert er war, in einem solch prächtigen Haus wie dem in Urach leben zu dürfen. Eine ältere Frau brachte ihnen ein paar Minuten später einen deftigen Eintopf, den Gernot hungrig verschlang. In seinem Alter hatte er noch einen gesunden Appetit. Müde fiel er wenig später auf den Strohsack und hüllte sich in die wärmenden Decken. Auch sein Vater legte sich früh nieder, da er am nächsten Morgen einen anstrengenden Tag hatte. Er musste über etliche Vorfälle Gericht halten, die im Dorf, sowie in der weiteren Umgebung vorgefallen waren. Der zuständige Vogt war einen Monat zuvor ganz plötzlich verstorben und einen geeigneten Nachfolger hatte Ludwig noch nicht finden können. Morgens kam die Bauersfrau zurück und brachte ihnen Dünnbier und frischgebackenes Brot. Das Bauernbrot, welches aus grobem Korn gemahlen war, widersprach Ludwigs Geschmack. Gernot indessen verschlang es mit sichtlichem Appetit. Lächelnd schaute ihm Ludwig dabei zu. „Nun, Gernot, hast du die Nacht hier gut verbracht?“

Schnell nickte Gernot mit dem Kopf. Er vermisste zwar sein eigenes, bequemes Bett, aber nie und nimmer hätte er das seinem Vater eingestanden. Zu groß wäre die Gefahr gewesen, dass ihn sein Vater danach nicht mehr mitgenommen hätte. Nachdem sie gefrühstückt hatten, wurde ein großer, klobiger Tisch in die kleine Hütte geschafft, an dem sein Vater Gericht halten würde. Zur Sommerzeit wurden die Verhandlungen hauptsächlich draußen geführt, da

dort mehr Platz zur Verfügung stand. Jetzt war es allerdings zu kalt dafür. Schon nach kurzer Zeit versammelten sich die ersten Bauersleute draußen vor der Tür. Einer nach dem anderen kam in die kleine Stube hinein und trug seine Probleme vor. Sein Vater machte sich gewissenhaft Aufzeichnungen darüber. Gernot saß indessen in einer Ecke und hörte gebannt zu. Für ihn war sein Vater ein Held. Jede auch noch so verfahrenere Situation bekam er in den Griff und traf dabei immer die richtige Entscheidung. Eines Tages, schwor er sich, werde ich genauso wie mein Vater sein. An diesem Morgen wurden nur die kleineren Streitereien und Probleme der Bauern verhandelt. Mittags jedoch musste Ludwig Gericht über einen jungen Mann halten, der seinen Rivalen erstochen hatte. Beide hatten um das gleiche Mädchen gebuhlt. Er verurteilte den jungen Mann dazu, der Familie des Toten seine Arbeitskraft freiwillig für zwei Jahre zur Verfügung zu stellen. Erst dann würde es ihm möglich sein, das Mädchen zu ehelichen. In der Zwischenzeit jedoch durfte er sie nicht wiedersehen. Gebannt hörten ihm die Bauern zu und waren von seinem Schuldspruch begeistert. Die Familie hatte zwar ihren Sohn in der Messerstecherei verloren, für zwei Jahre jedoch eine unentgeltliche Arbeitskraft dazu gewonnen. Zum Abschluss machten sie eine Runde durch das kleine Dorf. Dabei besuchten sie auch die entfernt liegende Kate einer älteren Frau. Gernot, der draußen stehen geblieben war, schaute sich die umliegende Landschaft an. Er war gerade einmal um die Hütte gelaufen, als sein Vater wie von der Tarantel gestochen aus der Hütte gestürzt kam. Erstaunt sah Gernot ihn an. So entsetzt dreinschauend, hatte er seinen Vater noch nie gesehen. „Wie lange ist diese Frau schon krank?“, fuhr er den Bauern an, welcher ihn und seinen Vater durchs Dorf geführt hatte. „Ich weiß nicht genau, ich war schon länger nicht mehr bei ihr gewesen. Sie lebt hier ganz alleine seit ihre Tochter geheiratet hat“, angstvoll starrte der Bauer Ludwig an. Es kam Gernot seltsam vor, dass sein Vater plötzlich so böse geworden war. Schließlich handelte es sich hier doch nur um eine alte kranke Frau. „Es sieht ganz danach aus, dass sie die Pest hat. Sie muss sofort von hier verschwinden. Danach wird in ihrer Kate Feuer gelegt und alles niedergebrannt. Gott stehe uns allen bei, dass es so nicht ist und ich mich geirrt habe. Ansonsten Gnade uns Gott!“ Entsetzt schaute der Bauer auf die so friedlich daliegende Hütte. Dass darin der Tod lauern sollte, erschien ihm völlig absurd. „Komm, Gernot, wir müssen sofort aus diesen Kleidern!“, er wandte sich einem der Bauern zu. „Sorge dafür, dass wir einen Eimer Wasser bekommen!“ Dann zog er Gernot schnell hinter sich her und auf die Kate zu, in der sie genächtigt hatten. Dort rissen sie sich ihre Kleider vom Leib und Ludwig schmiss die getragenen Kleiderbündel in die offene Feuerstelle. Gierig fraßen sich die Flammen durch den edlen Stoff. Gernot wusste immer noch nicht ganz wie ihm geschah. Er hatte das Wort Pest verstanden, assoziierte es jedoch nicht mit sich und seinem Vater. Dieser drängte ihn nun, sich gründlich an Händen und im Gesicht zu waschen. Um seinem Vater den Gefallen zu tun, überwand er sich und spritzte sich das eiskalte Wasser ins Gesicht. Augenblicklich begann es ihn erbärmlich zu frieren. Rasch schlüpfte er in die frische Kleidung, die ihn wieder ein wenig aufwärmte. Zum Glück hatten sie die schweren Reisemäntel vorhin nicht angehabt, sonst hätten diese bestimmt auch noch verbrannt werden müssen, dachte Gernot. Von draußen erschall mit einem Mal ein lautes aufgeregtes Stimmengewirr. Es schien, als sei das ganze Dorf in Aufruhr. Sein Vater wies ihn an, in der Hütte auf ihn zu warten und unter keinen Umständen auch nur einen Fuß vor die Tür zu setzen. Dann verschwand er nach draußen und Gernot überfiel zum ersten Mal in seinem kurzen Leben ein tiefes Gefühl der Verlassenheit. Schnell schüttelte er es ab und begann lustlos im Feuer herumzustochern. Immer wieder schaute er zur Tür hinüber und wünschte sich seinen Vater zurück. Der war indessen mit ein paar der Bauersleute zurück zur Hütte der Alten gekehrt. Diese hatte unter lautem Jammern ihre Kate verlassen und blieb nun in einigem Abstand von ihr stehen. Traurig hing ihr Blick auf der heruntergekommenen Hütte. Ludwig trug den Leuten auf, ein Feuer darum zu legen. Gierig fraßen sich die Flammen zum

Dach hinauf und es begann lichterloh zu brennen. Wenige Minuten später stürzte die kleine Kate in sich zusammen.

„Sobald bei jemandem die Krankheitssymptome auftreten, muss er das Dorf umgehend verlassen, um die anderen zu schützen. Zudem muss die Kate desjenigen sofort abgebrannt werden. Habt ihr verstanden? Nur so habt ihr eine Chance, dass die Pest sich nicht ausbreiten kann. Schickt mir auf jeden Fall sofort einen Boten, sollten noch mehr Leute erkranken.“

Ludwig drehte sich um und begab sich eilig zurück zu seinem Sohn. „Wir brechen sofort auf, Gernot. Beeile dich“, wies er ihn knapp an und wenige Minuten später entfernten sie sich im Galopp aus dem Dorf. Unterwegs hielten sie bei jeder noch so kleinen Ansiedlung von Katen an, um sich zu erkundigen, ob es Fälle der Pest gab. Glücklicherweise war dies jedoch nicht der Fall. Vier Tage später erreichten sie völlig erschöpft Urach. Gernot, der selbst zum Essen zu müde war, wollte nur noch in sein eigenes Bett schlüpfen. Behaglich streckte er sich auf der bequemen Matratze aus und war im Nu eingeschlafen.

„Hört zu Enneleyn, ich möchte dass Gernot und Ihr nicht in meine Nähe kommt. Ich werde mir die unteren zwei Zimmer als Schlafgemach herrichten lassen, bis ich sichergehen kann, dass ich mich nicht angesteckt habe“, er fuhr sich mit den Händen durch die Haare, was für Enneleyn ein sicheres Zeichen war, dass er sich sehr sorgte. „Jede Nacht habe ich zu Gott gebetet, dass er den Jungen verschont. Ich hoffe nur, dass es nicht schon zu spät ist.“

„Ludwig, Ihr wart zwar in der Hütte der Kranken, aber es steht ja noch nicht einmal fest, ob sie tatsächlich die Pest hatte“, versuchte Enneleyn ihn zu beruhigen. Doch Ludwig schüttelte verzweifelt den Kopf. „Glaubt mir, diese aufgeplatzten, eitrigen Wucherungen sahen ganz danach aus. Ich mache mir solche Vorwürfe wegen Gernot. Warum habe ich ihn auch dorthin mitgenommen. Wenn er sich angesteckt hat, so ist das ganz alleine meine Schuld. Das könnte ich mir niemals verzeihen“, er sah Enneleyn gequält an. „Ihr Beiden seid das Einzige wofür ich überhaupt lebe.“

„Macht Euch bitte keine Vorwürfe, Ludwig. Außerdem war Gernot nicht einmal in der Hütte der Alten. Dass er sich angesteckt hat, ist also mehr als unwahrscheinlich. Und nun lasse ich Euch das untere Zimmer herrichten. Aber nur für einige Tage. Länger würde ich es ohne Euch nicht aushalten.“ Sie zwinkerte ihm kurz zu und ging dann hinaus. Draußen musste sie sich an die Wand lehnen. Schwindelig vor Entsetzen, schloss sie die Augen. Sie hatte das Gefühl, dass ihr jemand den Boden unter den Füßen weggezogen hatte. Um Ludwigs Willen hatte sie vorhin stark sein müssen. Er sollte nicht sehen, wie sehr sie das Ganze ängstigte.

Am nächsten Tag musste sie Gernot davon abhalten, seinen Vater zu besuchen. Sie nahm ihn so ernsthaft ins Gebet, dass er sich schließlich kleinlaut nach oben ins Schulzimmer verdrückte. Bedrückt saß er auf dem unbequemen Stuhl und schaute nach draußen. Selbst der Priester durfte in den nächsten Tagen das Haus nicht mehr betreten. Gernot, der früher nur recht ungern seine Unterrichtsstunde abgesessen hatte, wäre jetzt sogar damit einverstanden gewesen, Latein zu lernen. Hauptsache, alles wäre wieder so wie früher gewesen. Seit ihrer Rückkehr, hatte er seinen Vater nicht mehr zu Gesicht bekommen. Darunter litt Gernot mehr, als jemand hätte ahnen können. Seine Mutter lief mit bedrücktem Gesichtsausdruck den ganzen Tag im Haus herum und wenn sie sich unbemerkt glaubte, weinte sie sogar. Gernot hatte sie schon einige Male dabei beobachtet, was ihn noch zusätzlich ängstigte, da er seine Mutter stets nur lachend erlebt hatte. In diesen schweren Tagen überkam ihn immer wieder ein tiefes Gefühl von Verlassenheit. Nachts plagten ihn Alpträume, aus denen er schweißgebadet erwachte. Ein paar Tage später entdeckte er seine Mutter in ihrem Schlafgemach, wie sie hemmungslos weinte. Trotzdem sie ihn bemerkte hatte, versuchte sie ihre Tränen diesmal nicht vor ihm zu verbergen. Erschrocken lief er auf sie zu. „Mutter, was ist los mit Euch?“ Fassungslos starrte er auf sie herab. Seine dunklen Augen waren angstvoll aufgerissen. Rasch zog sie ihn an sich und drückte ihn fest an ihre Brust. Dann schob sie ihn wieder eine halbe Armlänge von sich weg und strich ihm eine widerborstige Haarsträhne aus dem Gesicht.

„Gernot, du musst nun sehr stark sein.“ Bei diesen Worten kroch ihm das kalte Entsetzen den Rücken hinauf. Er wollte die nächsten Worte eigentlich nicht hören. Dunkle Angst, so klein wie eine lästige Zecke, krabbelte in seinem Bauch herum, wuchs langsam heran, drohte, sich in ihm auszubreiten. Drohte, weiter nach oben zu klettern um sich seines Verstandes zu bemächtigen. Hoch konzentriert versuchte er sich wieder zu beruhigen. Alles war in Ordnung, seine Mutter war nur traurig, dass es Vater noch nicht so gut ging, aber bald würde er wieder aufstehen und alles wäre wie früher, dachte er hoffnungsvoll. Als seine Mutter zum nächsten Satz ansetzte, trafen ihn ihre Worte wie ein riesiges Schwert direkt in sein kleines Kinderherz hinein. Jegliche Hoffnung lag tot und zerschlagen in seinem blutenden Herzen. „Dein Vater hat sich bei der Frau angesteckt. Soeben hat es mir der Medicus mitgeteilt“, schluchzte sie laut auf. Sie wusste, dass sie um Gernots Willen eigentlich hätte stark sein sollen, aber zu tief saß die eigene Angst in ihr. Sie wollte Ludwig nicht verlieren, wollte kein Leben ohne ihn. „Nein, nein! Sagt dass das nicht wahr ist, Mutter!“, schrie Gernot gequält auf. „Vater hat sich nicht angesteckt, das ist nicht wahr!“, er sah wie seine Mutter schluchzend zusammensackte. Noch immer versuchte er der grausamen Wahrheit die Stirn zu bieten, obwohl es sein Verstand längst begriffen hatte. Entsetzt ließ er sich auf den Boden vor ihr sinken und barg seinen Kopf in ihrem Schoß. Er wusste nicht, wie lange sie so da gesessen hatten. Irgendwann einmal spürte er seine Beine nicht mehr. Aber das war ihm im Moment egal. Sein Vater hatte die Pest. Die Pest – der schwarze Tod, der ihn langsam von innen heraus auffressen würde. Eitrige Pestbeulen würden seinen Körper überdecken. Den Körper seines geliebten Vaters. Er musste ihn unbedingt sehen. Musste sich mit eigenen Augen vergewissern, dass es noch nicht soweit war, dass seine Uhr noch nicht abgelaufen war. Er wollte hineilen und diese verdammten Lebensuhr die beständig tickte und den Tod unaufhaltsam näher brachte, zerstören. Ihr die Zeiger herausreißen, bis sie dazu verdammt war, stehen zu bleiben. „Ich will zu ihm gehen“, sagte er mit leiser, jedoch unbeirrbarer Entschlossenheit in der Stimme. „Nein, Gernot, auch du könntest dich anstecken.“ Enneleyn versuchte ihrer Stimme ebenfalls einen festen Klang zu geben, was kläglich scheiterte. Sie wollte ihn schützen. Wollte nicht, dass er sah, wie elend es seinem Vater ging. Wie der schwarze Tod bereits mit seiner grausamen Sense am Bett stand und verlangend die Knochenhände nach ihm ausstreckte. „Ich will zu meinem Vater gehen“, wiederholte Gernot jedoch nur. Dieses Mal allerdings mit einem eiskalten Unterton, der keine Widerrede duldete. Erschrocken sah sie ihn an. Für einen kurzen Moment hatte sie das Gefühl, ihren Sohn nicht mehr zu kennen, wie er da so vor ihr stand. Das Gesicht einer steinernen, eiskalten Maske gleich. Sie schluckte und dachte kurz nach. Auch sie hatte sich nicht davon abhalten lassen, zu Ludwig zu gehen, obwohl sie wusste, dass die Gefahr der Ansteckung groß war. Zu stark war ihre Liebe zu ihm. Unterschwellig hatte sie vielleicht auch gehofft, dass die tödliche Krankheit sie in all ihrer Grausamkeit anfallen würde. Ihr die verfaulten, spitzen Zähne der Zerstörung ins weiche Fleisch reißen würde, damit sie gemeinsam sterben konnten. Was sollte dann jedoch aus Gernot werden? Für ihn musste sie stark sein, musste trotz der Grausamkeit welches das Schicksal nun für sie bereit hielt, leben und stark sein. Schließlich war er die Frucht ihrer gemeinsamen Liebe. Energisch riss sie sich zusammen.

„Also gut Gernot, ich werde mit dir kommen.“ Gemeinsam liefen sie zu Ludwigs Zimmer. Dort stand ein Eimer mit Kalk und weißen Tüchern. „Binde dir das Tuch vor den Mund!“, befahl sie ihm und öffnete dann langsam die Tür. Ludwig lag im Bett und schaute den beiden entgegen. Gernot wollte sich schon auf ihn stürzen, doch seine Mutter hielt ihn mit eisernem Griff zurück.

„Gernot, mein Sohn. Du darfst nicht zu mir kommen. Eigentlich solltest du nicht einmal das Zimmer betreten. Bleib also bitte an der Tür stehen“, er machte eine kurze Pause und fixierte seine Frau und seinen Sohn ernst. „Hört zu, ich weiß nicht, wie lange ich noch zu leben habe, aber es ist bereits alles geregelt.“

Bei seinen Worten, begann Enneleyn wieder zu schluchzen.

„Der Medicus hat das Schriftstück, auf welchem bestätigt wird, dass du mein Sohn bist, Gernot.“ Plötzlich überkam ihn ein schrecklicher Hustenanfall und hellrotes Blut schoss aus seinem Mund. Als Gernot das sah, musste er sich heimlich die Tränen aus den Augen wischen. Seine Mutter stöhnte bei Ludwigs Worten entsetzt auf und wollte schon zu ihm eilen.

„Nein, Enneleyn, haltet Euch fern von mir. Es geht schon wieder.“ Langsam wischte er sich mit einem Tuch über den Mund, um das Blut zu beseitigen. „Gernot hör‘ zu, Du musst auf den Siegelring Acht geben. Verliere ihn niemals“, sagte er beschwörend und fixierte seine Sohn ernst. „Es tut mir leid, dass ich nicht mehr für Dich tun kann. Aber sei gewiss, dass Du ein Kind der Liebe bist. Und eines Tages wirst Du den Grafentitel und die gesamte Grafschaft übernehmen. Das weiß ich! Du musst dafür kämpfen. Die Grafschaft muss eines Tages unter Deiner Herrschaft stehen, versprich mir das!“, eindringlich sah er auf den kleinen Kerl, der so tapfer versuchte, seine Tränen zu unterdrücken.

Bei Ludwigs Worten musste Enneleyn krampfhaft schlucken. Der gequälte Blick, den Ludwig seinem Sohn zuwarf, zerriss ihr fast das Herz.

Ernst nickte Gernot seinem Vater zu und versprach ihm mit feierlicher Stimme, alles dafür zu tun, um ihm diesen letzten Wunsch zu erfüllen. Zu diesem Zeitpunkt konnte er nicht einmal annähernd ahnen, welch schwere Bürde ihm sein Vater damit auferlegt hatte.

Wenige Tage danach verstarb Ludwig. Enneleyn gab der Frau, die ihnen jeden zweiten Tag zu essen brachte, den Auftrag, die schreckliche Nachricht ins Schloss zu überbringen. Der Tote wurde abgeholt, sein Leichnam verbrannt und die Asche ins Gütersteiner Kloster gebracht. Am nächsten Tag wurde Gernot durch lautes Hämmern an der Tür geweckt. Seine Mutter war bereits auf, da sie die ganze Nacht nicht geschlafen hatte. Ruhelos war sie in ihrem Zimmer auf- und abgewandert und dabei immer wieder von einem Heulkampf geschüttelt worden. Sie hatte das Gefühl, dass ihr jemand das Herz herausgerissen hatte. Beim besten Willen konnte sie sich nicht vorstellen, wie sie die nächsten Tage und Wochen überleben sollte. Während die Pest Ludwig langsam aufgefressen hatte, war ihr der Appetit verloren gegangen und sie hatte fast nichts mehr zu sich genommen. Nun war sie nur noch ein Schatten ihrer selbst. Ihr einst so wunderschönes Gesicht war eingefallen und wirkte verhärtet. Ihre dunklen Haare hingen ihr in ungepflegten Strähnen ins Gesicht. Da die Dienerschaft nach Bekanntwerden der Seuche sofort das Haus verlassen hatte, war Enneleyn gezwungen gewesen, sich um alles selbst zu kümmern. Wie betäubt öffnete sie daher an diesem frühen Morgen die Tür und sah sich mit einem Mal Gräfin Brunhild gegenüber. Hinter ihr standen fünf Wachen. Für einen Moment starrten sich die beiden Frauen nur hasserfüllt an. Dann brach die Gräfin das Schweigen. „Da Graf Ludwig tot ist, hast Du hier nichts mehr zu suchen. Bis heute Mittag verschwindest Du aus Urach!“, spie sie Enneleyn zynisch ins Gesicht. Endlich konnte sie dieser Hure zeigen, wer hier das Sagen hatte. Schon lange hatte es furchtbar in ihr gegärt und nun war der Zeitpunkt gekommen, diesen Hass in Worten zu fassen und der unliebsamen Rivalin wie Dreck ins Gesicht zu schleudern. Fassungslos schaute Enneleyn sie an.

„Was glotzt Du mich so blöde an, hast Du mich nicht verstanden? Wenn ich an Deiner Stelle wäre, würde ich mich lieber sputen.“ Mit Genugtuung bemerkte Gräfin Brunhild Enneleyns körperlichen Zustand. Nicht mehr viel war von dieser einst so blühend aussehenden, jungen Frau übriggeblieben.

„Wo soll ich denn mit meinem Sohn hingehen?“ Enneleyn hatte den Ernst der Lage noch nicht vollständig erkannt. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass sie tatsächlich aus diesem Haus hier vertrieben werden würde. Dem Haus, welches Ludwig ihr erbaut hatte.

„Das ist mir egal, Hauptsache Du verschwindest aus der Grafschaft. Hast Du mich verstanden? Nie wieder wirst Du Dich hier sehen lassen. Dafür Sorge ich persönlich. Deinetwegen mussten meine Kinder ohne ihren Vater aufwachsen!“, sie spie ärgerlich vor Enneleyn aus. „Und nun beeil Dich.“

Gernot hatte der lauten Schimpftirade ängstlich gelauscht und war die Treppe langsam heruntergekommen. Als die Gräfin ihn erblickte, musterte sie ihn mit zusammengekniffenen Augen. Bei ihrem Blick bekam Gernot plötzlich ein mulmiges Gefühl in der Magengegend.

„Ah, und da ist ja auch der kleine Bastard!“, hörte er eine gehässige Stimme.

„Hört auf, so von meinem Sohn zu sprechen. Er ist kein Bastard!“, empörte sich nun Enneleyn. Sie hielt Gernot schützend hinter sich verborgen.

„Was ist er denn dann? Er wurde doch unehelich durch Hurerei geboren. Das nennt man einen Bastard!“

Gernot verstand ganz und gar nicht worum es hier ging. Er wusste nur, dass seine Mutter und die fremde, böse Frau über ihn sprachen.

„Gernot ist ein Kind der Liebe. Aber woher solltet Ihr so etwas schon wissen. Ihr ward doch froh, als Ludwig endlich aus Eurem gemeinsamen Schlafgemach auszog. Liebe zu Ludwig habt Ihr niemals empfunden!“ Enneleyn konnte fühlen, wie die Wut sie aus ihrer Lethargie zog.

„Untersteh Dich, so etwas zu sagen, Du Hure. Ich habe genug von Dir. Pack auf der Stelle das Nötigste. Dann nimm' Deinen Bastard und verschwinde von hier!“ Voller Hass stierten sich die beiden Frauen an. Schließlich wendete Brunhild den Blick ab und gab den Wachen einen Wink. Angstvoll hielt sich Gernot noch immer hinter seiner Mutter versteckt.

„Seht doch wie ängstlich er sich an Dich klammert. Keinen Mumm hat er in den Knochen!“, machte sich die Gräfin nun auch noch über ihn lustig. Und tatsächlich schlotterten Gernot vor lauter Angst die Knie. Er wünschte sich, dass sein Vater noch hier wäre. Der hätte dieser bösen Frau schon die Meinung gesagt.

„Nun mach schon!“, wurde seine Mutter giftig von der Gräfin angefahren. Enneleyn zog Gernot hinter sich die Treppen hinauf und wies ihn an, ein Bündel mit Kleidern zu packen.

„Hast du den Siegelring deines Vaters?“, vergewisserte sie sich rasch. Schnell nickte Gernot mit dem Kopf. Seit sein Vater ihm den Ring gegeben hatte, hatte er ihn noch kein einziges Mal abgelegt. Traurig schaute er sich um. Dies alles kam ihm wie ein schlechter Traum vor. Er sollte tatsächlich von hier weggehen, von seinem Zuhause? Wohin sollten sie sich denn wenden? Er wollte seiner Mutter tausend Fragen stellen, traute sich aber nicht. Deshalb ging er rasch in sein Zimmer und kam der Forderung seiner Mutter nach. Wenige Minuten später erschien sie an seiner Tür. „Hast du auch warme Sachen zusammengepackt? Lass einmal sehen, Gernot.“ Rasch inspizierte sie sein Kleiderbündel und legte noch etliches hinzu. Dann wies sie ihn an, schnell mit ihr nach unten zu gehen. „Mutter, was wird denn aus Flecki? Kann ich ihn wenigstens mitnehmen?“, flehte Gernot seine Mutter an.

„Ich werde sehen, was ich tun kann, Gernot“, versprach sie ihm rasch. Unten wurden sie bereits von der Gräfin erwartet. „Zuerst will ich sehen was Du alles aus dem Haus schleppest, Hure.“ Hastig versuchte sie Enneleyn das Bündel aus der Hand zu reißen. Doch diese war schneller und versteckte es hinter ihrem Rücken.

„Ihr habt kein Recht dazu!“, fauchte sie die Gräfin an und versuchte zur Tür zu gelangen. Dort wurde sie von den Wachen aufgehalten, die ihr das Bündel entrissen und es der Gräfin übergaben. Diese öffnete es und ließ alles auf den Boden fallen. Dann sah sie den ledernen Beutel. Unter lautem Ächzen hob sie ihn auf.

„Ich könnte schwören, dass hier Juwelen und Smaragde von Graf Ludwig drin sind.“ Sie öffnete den Beutel und war mit dem Inhalt augenscheinlich zufrieden. „Diesen hier“, dabei hob sie den Beutel triumphierend nach oben, „behalte ich. Und jetzt verschwindet endlich von hier. Ich kann Euren Anblick nicht mehr ertragen!“

Gernot zog energisch an der Hand seiner Mutter. Er wollte sie daran erinnern, dass sie die Frau wegen Flecki fragen wollte. Seufzend schaute sie auf ihren Sohn hinab. Dann wandte sie sich noch einmal Brunhild zu.

„Ich werde meines Sohnes Pony mitnehmen.“

„Das könnte Dir so passen. Dieses Pony wird mein Sohn Eberhard bekommen!“, fauchte sie die Beiden an. „Wachen, schaut dass dieses Weibsstück nichts mehr von hier mitnimmt!“, befahl sie ihnen mit knappen Worten. Dann drehte sie sich um und stieg langsam die Treppen nach oben. Enneleyn und Gernot wurden indes von den Wachen nach draußen gedrängt. „Aber Mutter, Flecki gehört doch mir. Die böse Frau darf mein Pony nicht diesem Eberhard schenken!“, stieß Gernot erregt und unter Tränen hervor. „Mein Vater hat es mir doch geschenkt“, schluchzte er laut auf.

„Gernot, es tut mir wirklich leid, aber wir sollten nun lieber gehen, bevor sie uns vielleicht noch in den Kerker werfen lässt. Zuzutrauen wäre es ihr durchaus.“ Rasch nahm sie seine Hand und zog ihn mit sich, während ihr Herz bei jedem Schritt schwerer wurde. Nie wieder würde sie in dieses Haus zurückkehren können, in welchem sie solch glückliche Stunden mit ihrem geliebten Ludwig verbracht hatte. Sie hatte überhaupt noch keine Ahnung, wohin sie gehen sollten. Ihre Eltern waren bereits vor einigen Jahren verstorben, nirgendwo hatte sie Verwandte, bei denen sie und Gernot hätten unterkommen können. Da ihr die Gräfin den ganzen Schmuck weggenommen hatte, besaß sie überhaupt keine Wertgegenstände mehr, die sie später hätte veräußern können. Sie zog Gernot weiter hinter sich her, der sich immer wieder traurig umdrehte. Er konnte das ganze Ausmaß zu diesem Zeitpunkt nicht erfassen. Enneleyn währenddessen, versuchte sich nur auf das Nächstliegende zu konzentrieren. Sie durfte jetzt nicht an Ludwig und ihre glückliche Zeit mit ihm zurückdenken. Jetzt zählte nur Gernot für den sie stark sein musste. Für ihn musste sie weiterleben. Es war wohl das Beste, wenn sie versuchen würden, nach Ulm zu gehen. Ulm war eine große Stadt, dort würde sie bestimmt Arbeit bekommen. Langsam und tief in Gedanken versunken, stapfte Gernot neben seiner Mutter her. Sein Kleiderbündel hielt er fest in der Hand. Schließlich blieb er stehen und schaute seine Mutter ernst an.

„Warum mussten wir unser Zuhause verlassen und was hat die böse Frau mit Bastard gemeint?“, fragte er sie. Enneleyn zögerte einen Moment und schluckte hastig den dicken Kloß in ihrer Kehle hinunter. Diese Frage hatte früher oder später kommen müssen. Das wusste sie. Aber wie sollte sie einem siebenjährigen Kind erklären, dass es unehelich gezeugt worden war und die sogenannte böse Frau, die rechtmäßige Ehegattin seines Vaters war. „Hör mir mal genau zu, Gernot“, sie kniete sich vor ihm nieder und nahm seine Hände in die ihren und drückte sie ganz fest. „Dein Vater und ich haben uns sehr geliebt. Durch diese Liebe bist du entstanden. Allerdings hatten wir nicht den Segen der Kirche, aber darüber brauchst du nicht traurig zu sein. Trotz allem hattest du einen Vater der dich mehr als sein Leben geliebt und alles für dich getan hat. Denke immer daran, dass du der Sohn des Grafen Ludwig von Urach bist und eines Tages diese Grafschaft regieren wirst. Vergesse es niemals!“, sprach sie mit Nachdruck. „Es ist etwas ganz Besonderes.“ Nachdenklich sah Gernot seine Mutter an. Er dachte angestrengt über ihre Worte nach. „Aber weshalb mussten wir von Zuhause fortgehen? Werden wir bald wieder dorthin zurückkehren, damit ich Graf von Urach werden kann?“, er sah sie mit seinen großen dunklen Augen fragend und zugleich hoffnungsvoll an. „Nein, mein Sohn. Für eine lange Zeit wird es uns nicht mehr möglich sein, nach Urach zurückzukehren. Wir müssen uns jetzt erst einmal ein neues Zuhause suchen und deshalb gehen wir nach Ulm. Die Stadt wird dir gefallen. Dort gibt es einen großen Dom.“ Sie versuchte ihn ein wenig abzulenken, wollte ihm von Ulm erzählen. Gernot ließ sich jedoch nicht darauf ein. Aus dem einst so glücklichen und unbeschwerten Jungen, war plötzlich ein nachdenkliches, ernstes und sehr trauriges Kind geworden. Enneleyn tat es leid um ihn. Seine Kindheit hatte mit einem Schlag geendet.

Nach vier Tagen der Wanderschaft und ständiger Entbehrung, erreichten sie schließlich Ulm. Zwischendurch hatten sie in kleinen Dörfern halt gemacht und Bauern um Unterkunft und Nahrung gebeten. Zweimal mussten sie sogar im Stall nächtigen. Als Gegenleistung nahmen die Bauern die wertvollen Kleider der Frau entgegen, so dass sie schließlich nur noch zwei

Seidenkleider in ihrem Kleiderbündel bei sich trug. Sie hoffte, dass sie diese in Ulm gegen Geld veräußern konnte. Beeindruckt von der Größe der Stadt, lief Gernot durch das Tor des Gänseturms, der im Osten der Stadtbefestigung lag. Staunend sah er sich um. Es wimmelte von Leuten und es überall herrschte ein emsiges Treiben. Enneleyn war vor langer Zeit einmal in Ulm gewesen, konnte sich allerdings nur noch vage an die Stadt erinnern.

„Entschuldigt, wo finde ich die Tuchhändler von Ulm?“, fragte sie deshalb einen elegant gekleideten Mann. Er stutzte kurz, da er eine andere Ausdrucksweise von solch einer Person erwartet hätte. Durch die entbehrungsreiche Reise und den ständigen Schmerz in ihrem Herzen, hatten sich tiefe Falten in Enneleyns Gesicht eingegraben. Die dreckigen Kleider hingen traurig an ihrem dünnen Körper hinunter. Filzig hingen ihr die Haarsträhnen ins Schmutz überzogene Gesicht und ließen nicht im Mindesten ahnen, dass sie einst eine wunderschöne und sehr gepflegte junge Frau gewesen war. „Gehe zur Donau. Dort wirst Du die Händler finden“, er wies mit der Hand nach rechts und wandte sich dann leicht angewidert von den beiden heruntergekommenen Gestalten ab. „Gernot, ich glaube wir sollten uns erst ein wenig waschen, damit wir wieder einigermaßen passabel aussehen.“ Mit schnellen Schritten machten sie sich auf den Weg zur Donau. Dort angekommen, wusch Enneleyn Gernot so gut es ging das Gesicht und strich seine Locken glatt. Dann kümmerte sie sich um ihr äußeres Erscheinungsbild. Gründlich wusch sie sich Gesicht und Hände und befeuchtete dann ihre Haare. Sie befestigte ihre Spange neu, damit ihre Haare ein wenig ordentlicher aussahen. Gedanklich verfluchte sie sich dabei, dass sie an so etwas Banales wie einen Kamm nicht gedacht hatte. Wenig später standen sie im Laden eines vornehmen Tuchhändlers. Enneleyn zeigte ihm ihre kostbaren Kleider. Es tat ihr weh zu sehen, wie seine fleischigen Hände über den edlen Stoff des Kleides fuhren, welches ihr einst Ludwig geschenkt hatte. „Ja, eine wirklich gute Qualität hast Du hier, aber leider besteht kein Bedarf dafür.“ Er pausierte einen kurzen Moment, um seine Worte wirken zu lassen. „Aber ich mache Dir trotzdem ein gutes Angebot. Ich biete 10 Schillinge.“ Entsetzt schaute ihn Enneleyn an. Sie hatte gehofft, dass die Kleider zumindest einen Taler bringen würden. Wie lange konnte sie mit Gernot von 10 Schillingen leben? Entnervt beschloss sie, einen weiteren Tuchhändler aufzusuchen. Doch der bot ihr noch weniger als der Erste. Verzweifelt verließ Enneleyn auch sein Geschäft. Den ganzen Nachmittag gingen sie von Tuchhändler zu Tuchhändler. Einer bot ihr schließlich einen Taler für beide Kleider und sie nahm an. Endlich hatten sie Geld in der Tasche. Gernot war immer lustloser hinter ihr hergeschlichen und hatte ständig über Hunger geklagt, da sie seit gestern Nachmittag nichts mehr zu essen gehabt hatten. Zwar mussten sie streng mit dem Geld wirtschaften, aber Enneleyn beschloss trotzdem, etwas Leckeres von einem der vielen Händler zu kaufen. Überall wurden herrlich duftende Fleischpasteten angeboten. Als Gernot schließlich in eine heiße Pastete hinein biss, hatte er das Gefühl, noch nie etwas so wundervolles zuvor gekostet zu haben. Leider war sie im Nu weg und er verspürte immer noch einen brennenden Hunger. „Mutter, könnte ich vielleicht noch eine haben?“, fragte er deshalb zaghaft seine Mutter. Diese schaute ihn traurig an. „Ach Gernot, ich würde dir am liebsten alle Pasteten der Welt kaufen, aber wir müssen unser Geld so gut es geht zusammenhalten. Wer weiß, wie lange wir davon noch leben müssen.“ Sie konnte den enttäuschten Ausdruck in seinen Augen sehen. „Weißt du was wir machen, Gernot, wir werden nun den besten Bäcker in ganz Ulm aufsuchen und dort einen großen Laib Brot kaufen. Komm schon“, forderte sie ihn auf. Sie konnte sehen, wie glücklich Gernot sie plötzlich ansah. „Und als nächstes werden wir uns um eine Unterkunft kümmern. Bestimmt werde ich dann auch bald irgendwo Arbeit finden.“ Sie versuchte ihrer Stimme einen zuversichtlichen Klang zu geben, um Gernot Hoffnung zu machen. Nachdem sie einen Bäcker gefunden hatten, machten sie sich auf die Suche nach einer Unterkunft. Da Enneleyn jedoch so wenig wie möglich dafür ausgeben wollte, landeten sie in einem dunklen kleinen Loch, in dem es erbärmlich zog. Auf dem Boden lagen zwei Strohbälle, die wohl als Schlafstätte dienen sollten. Ansonsten befand sich nichts mehr in dem Zimmer. Nicht einmal ein Tisch

oder Stuhl. Etwas verwundert schaute sich Gernot in dem Zimmer um. Er konnte sich nicht vorstellen, dass seine Mutter tatsächlich hier bleiben wollte. Doch Enneleyn erklärte ihm geduldig, dass sie im Moment einfach an die Zukunft denken mussten. Eine billige Unterkunft war wichtig, um so lange wie möglich von dem Geld leben zu können. Enttäuscht wickelte sich Gernot daraufhin fest in seinen Umhang und legte sich auf einen der Strohballen. Er wollte nur kurz die Augen schließen, fiel jedoch rasch in einen tiefen Schlaf. Enneleyn indes konnte in dieser Nacht kein Auge zumachen. Ihr ganzes Leben hatte sich mit einem Schlag verändert. Kein Ludwig stand mehr an ihrer Seite, um sie in seine starken Arme zu nehmen und zu trösten. Sie war nun ganz alleine auf sich gestellt und musste sehen, wie sie sich und ihren Sohn über die Runden brachte. Mühsam unterdrückte sie die brennenden Tränen, da sie Sorge hatte, nie wieder mit dem Weinen aufhören zu können, sollte sie erst einmal damit anfangen. Energisch ballte sie die Hände zu Fäusten und versuchte sich einen Überlebensplan für die nächsten Tage zu Recht zu legen. Früh am nächsten Morgen machte sie sich auf, um bei den Kaufleuten vorzusprechen. Sie brauchte dringend Arbeit. Durch ihren längst verstorbenen Vater hatte sie eine Ahnung davon, wie man Geschäftsbücher führte. Da sie sein einziges Kind gewesen war, hatte er sie trotz der Vorwürfe seiner Frau, ein wenig in das Geheimnis der Buchhaltung eingeführt. Nie hätte sie auch nur im Entferntesten daran gedacht, dass sie dieses Wissen einmal nutzen musste. Nun war sie ihrem verstorbenen Vater äußerst dankbar dafür. Hoffnungsvoll machte sie sich auf den Weg in die Straße der Kaufleute. Vorher schärfte sie Gernot noch ein, sich nicht zu weit von ihrer neuen Behausung zu entfernen. Wenig später betrat sie das erste Geschäft und stellte sich vor. Der Kaufmann musterte sie geringschätzig. Nachdem sie ihre Bitte vorgetragen hatte, wartete sie gespannt auf seine Antwort. Das zynisch klingende Lachen erschall augenblicklich durch das kleine Zimmer des Kaufmanns. „Sagt Frau, seid Ihr denn noch von Sinnen? Ihr könnt doch nicht im Ernst glauben, dass ich meine Bücher einer Frau anvertraue. Vielleicht wollt Ihr ja auch gleich meine Geschäfte führen. Nein“, er schüttelte den Kopf. „So etwas Lächerliches habe ich noch nie gehört.“

„Bitte, so gebt mir doch wenigstens die Möglichkeit Euch zu beweisen, dass ich des Schreibens fähig bin“, flehte sie ihn verzweifelt an. Er ließ sich jedoch nicht erweichen und schickte sie aus seinem Geschäft. Als sie den nächsten Laden betrat, hatte sie immer noch ein wenig Hoffnung. Aber schon recht bald musste sie einsehen, dass kein Kaufmann in Ulm gewillt war, ihr Glauben zu schenken, geschweige denn einstellen würde. Deprimiert und mit leerem Magen lief sie zurück zu der elenden Behausung. Gernot erwartet sie schon am Anfang der Straße. Erfreut lief er ihr entgegen, sah jedoch an ihrem Gesichtsausdruck, dass der Tag alles andere als vielversprechend gelaufen war. Enneleyn hatte das Gefühl, dass die enge Gasse sie in ihren tiefen Schlund ziehen wolle. Düster lehnten sich die verwehrlosten Häuser aneinander. Sie schienen sich gegenseitig, in ihrer Melancholie und tiefen Trauer stützen zu müssen. Ein Schauer überzog sie, als sie ihren kleinen Jungen dort stehen sah. Er wirkte so unschuldig, klein und hilflos. Am liebsten hätte sie ihn geschnappt und von der dunklen Gasse weggezogen. Fort, in ein Heim in dem es hell und freundlich war. Er hätte Fröhlichkeit und Gelächter verdient. Tränen brannten unter ihren Lidern und sie verfluchte das Schicksal, welches sich so grausam gegen sie gewandt hatte. Rasch zog sie Gernot in die kleine Kammer hinein und hüllte ihn in ihren dreckigen Umhang. Im Zimmer war es empfindlich kühl geworden, da sie die Fensterklappen öffnen mussten, um wenigstens ein wenig Licht herein zu lassen und den muffigen Geruch zu vertreiben. Bedrückt aßen sie von dem Brot, welches sie gestern gekauft hatten. „Wie lange müssen wir denn noch in dieser schrecklichen Behausung bleiben, Mutter? Ich will wieder zurück nach Urach. Am liebsten sofort“, mit gerunzelter Stirn sah er sie leicht wütend an.

„Ach Gernot, glaubst du etwa, dass ich nicht auch dorthin zurück will? Aber ich habe dir doch schon erklärt, dass das nicht geht. Wir müssen jetzt beide sehr stark sein. Ich kann nur hoffen, dass ich morgen Arbeit finde, damit wir uns ein schöneres Zimmer leisten können.“

In dieser Nacht schlief Gernot mit der Hoffnung auf einen baldigen Zimmerwechsel ein. Nach einer Woche hatte seine Mutter allerdings immer noch nichts gefunden und sie mussten weiterhin in dem kalten, dreckigen Loch hausen. Verzweifelt klopfte Enneleyn an den feinen Häusern an, um ihre Dienste anzubieten. Erbarmen hatte jedoch niemand mit ihr. Niemand stellte sie ein, da sie weder kochen, noch nähen konnte. Weitere Wochen verstrichen ohne Arbeit und eines Tages musste Enneleyn bestürzt feststellen, dass das ganze Geld aufgebraucht war. Mittlerweile waren sie über vier Wochen in Ulm. Kalte Schneestürme zogen über das Land und hielten Ulm in eisiger Umklammerung fest. Die Kälte wurde zum ständigen Begleiter von Gernot und seiner Mutter. Nachts hörte er sie immer öfters laut bellend husten. Es war ein erschreckendes Geräusch, welches ihn über längere Zeit wach hielt. Der langsame, körperliche Verfall seiner Mutter zog sich vor Gernots Augen ab und ließ Ängste in ihm aufkeimen, die er kaum mehr kontrollieren konnte. Seit sie von Urach aufgebrochen waren, hatte seine Mutter noch mehr an Gewicht verloren. Ihr altes Kleid schlotterte um ihren abgemagerten Körper. Müde und kraftlos stand Enneleyn morgens auf, um zu überlegen, wie sie sich und Gernot ernähren sollte. Nach zwei weiteren Tagen ohne Brot, blieb ihr nichts anderes mehr übrig, als ihren Körper zu verkaufen. Eine andere Möglichkeit gab es für sie nicht mehr. An diesem Abend hüllte sie sich in ihren Umhang. Als sie sich von Gernot verabschiedete, standen ihr die Tränen in den Augen. Nie und nimmer hätte sie gedacht, dass sie einmal so tief sinken würde. Fest zog sie ihren löchrigen Umhang um den ausgemergelten Körper und trat in die eisig kalte Winternacht hinaus. Leer und verlassen lag die dunkle Straße vor ihr. Sie versuchte vergeblich einen Schauer zu unterdrücken, der ihr den Rücken hinauf kroch. Dann wandte sie sich in den Teil der Stadt, der für die Hurerei bekannt war. Übles Gesindel trieb sich auf den Straßen herum und Enneleyn musste immer wieder Betrunkenen ausweichen, die laut grölend die Gasse für sich in Anspruch nahmen. Schließlich war sie an ihrem Ziel angelangt. Verschämt stellte sie sich an eine Hauswand und wünschte sich wieder zurück in ihre ärmliche Behausung. Nach einer Weile hatte sie den Mut, die anderen Frauen zu beobachten, die diese Profession schon länger ausübten. Einige von ihnen trugen weit ausgeschnittene Kleider, welche mehr enthüllten als verbargen. Sobald ein Mann bei ihnen vorbeilief, hängten sie sich an dessen Arm und lächelten ihn zuckersüß an. Nach ein paar Minuten hatten die meisten von ihnen auch Erfolg. Sie gingen mit ihren Freiern in ein heruntergekommenes Haus. Enneleyn war bis jetzt weder angesprochen worden, noch besaß sie den Mut, selbst einen Mann anzusprechen. Sie überlegte gerade, wieder nach Hause zurückkehren, als ein feister Mann vor ihr erschien und sie von oben bis unten begutachtete. „Na Süße, wie wäre es denn mit uns beiden?“ Mit seinem Stock versuchte er ihren Rock anzuheben. Sie musste die Zähne zusammenbeißen, damit sie ihm diesen nicht einfach über den Kopf zog. „Was verlangst du denn für dein Können?“, fragte er und kam immer näher. Angewidert sah sie die verfaulten Zahnstümpfe in dem dicklippigen Mund. Sein feistes Doppelkinn schwabbelte hin und her als er weiter sprach. „Na, ein wenig mager bist du ja schon. Ich gebe dir einen halben Schilling. Dafür kann ich mit dir machen was ich will.“

Entsetzt schüttelte Enneleyn ihren Kopf. „Nein, ich verlange zwei. Darunter geht gar nichts.“ Sie hoffte, dass ihre Stimme einigermaßen fest geklungen hatte.

„Das bist Du nicht wert. Höchstens einen. Das ist mein letztes Angebot“, fragend schaute er sie an. Am liebsten hätte Enneleyn auf dem Absatz kehrt gemacht. Sie brauchten jedoch dringend das Geld. Widerwillig nickte sie daher mit dem Kopf. Laut wiehernd legte der Mann seinen Arm um ihre schmalen Schultern und zog sie mit sich. „Dann lass mal sehen, ob du dein Geld auch wert bist.“ Bei seinen Worten lief es Enneleyn eiskalt den Rücken hinab. Auf seinem Zimmer angekommen, schälte er sich aus seinem Überrock und warf ihn über einen Stuhl. Er wies Enneleyn an, sich mit dem Rücken an die Wand zu stellen. Zögernd folgte sie seiner Aufforderung. Dann trat der feiste Mann auf sie zu und begann mit seinen schmierigen Speckfingern langsam ihr Kleid zu öffnen. Enneleyn musste dabei die Augen schließen. Sie

versuchte, sich emotional von ihrem Körper zu distanzieren, um sich in Gedanken mit aller Kraft auf Gernot konzentrieren zu können.

„Mach die Augen auf, Frau!“, herrschte der Mann sie sogleich wütend an. Erschrocken riss Enneleyn die Augen auf. Er zog heftig an ihrem Kleid und mit einem ratschenden Laut, fiel es nach unten. Nun hatte sie nur noch ihre Unterkleider an. An denen nestelte er nun laut keuchend herum, bis auch diese auf den Boden fielen. Splitternackt stand Enneleyn vor ihm.

„Spreiz deine Beine, ich will dich genau sehen.“ Enneleyn war versucht, ihre Kleider aufzuraffen und nach draußen zu laufen, aber sie hielt eisern durch. „Sehr schön. Und nun gehe einige Schritte nach vorne und bücke dich. Ich will deine Hurenfotze sehen.“

Entsetzt durch diesen vulgären Wortlaut schüttelte sie verneinend mit dem Kopf. „Was soll das, ich dachte du willst einen Schilling von mir. Dafür musst du aber auch etwas bringen. Also los jetzt!“, herrschte er sie wütend an. Langsam machte Enneleyn zwei Schritte nach vorne. „Und nun bück dich soweit es geht. Mach schon. Ich werde langsam ungeduldig.“ Sie kam seiner Aufforderung zögernd nach.

„Jetzt spreiz deine Beine, sonst sehe ich ja gar nichts.“

So gedemütigt hatte sie sich in ihrem ganzen Leben noch nie gefühlt. Bis auf Ludwig hatte noch kein anderer Mensch sie völlig nackt gesehen. Plötzlich spürte sie eine kalte Hand auf ihrer Pobacke, die langsam immer weiter nach unten wanderte. Der Mann rieb seinen Mittelfinger rasch an ihrer Vagina hin und her und steckte ihn tief in sie hinein. Vor lauter Schreck stöhnte Enneleyn schmerzvoll auf. „Das gefällt dir wohl. Bist wohl noch nie von einem richtigen Mann gevögelt worden, was?“ Schnell steckte er noch seinen Ring- und Zeigefinger in sie hinein und massierte sie grob von innen. Dabei stöhnte er lustvoll auf. Enneleyn liefen dicke Tränen die Wange hinunter. Sie konnte nicht glauben, dass sie sich tatsächlich diesem widerlichen Kerl hingeben sollte, auch wenn es nur des Geldes wegen war.

„Lege dich aufs Bett, Süße.“ Er riss sich die Kleider vom Leib und trat auf das Bett zu.

Enneleyn stand daneben, notdürftig mit einem dreckigen Tuch bedeckt, welches auf der fleckigen Matratze gelegen hatte. Er riss es ihr weg und warf es lachend auf den Boden. Dann stieß er sie grob auf das Bett und beugte sich über sie. Sie konnte die Ausdünstungen seines Körpers riechen. Er stank schal nach Bier und rohen Zwiebeln. Sie spürte wie ihr plötzlich schlecht wurde und kämpfte heftig dagegen an. Dann legte er sich auf sie und zwang ihre Beine grob auseinander. Als sie sein erregtes Glied spürte, zuckte sie zusammen. Schnell versuchte er es einzuführen, aber sie drückte ihn von sich weg. „Hört auf, ich kann es nicht. Geht sofort runter von mir!“, schrie sie ihn an. Er starrte sie mit ungläubigen Augen groß an.

„Den Teufel werde ich tun. Stell dich nicht so an.“ Sie wusste, dass er nicht auf sie hören würde, deshalb hieb sie ihm mit den Fäusten auf den Rücken. Das machte ihn jedoch nur noch wilder und er schnaubte laut los. Er setzte sich auf ihren Oberkörper und schlug hemmungslos auf ihr Gesicht ein. Immer brutaler wurden seine Schläge. Enneleyn kratzte ihm den Rücken auf, was jedoch ohne Wirkung blieb. Die Haut über ihrem linken Auge war aufgeplatzt und warmes Blut lief hinein. Alles war auf einem Mal mit einem roten Schleier überzogen. Sie versuchte ihr rechtes Knie unter ihm vorzuziehen, was ihr nach einiger Anstrengung gelang. Dann drückte sie mit aller Kraft die sie noch hatte, den tobenden Mann von sich. Der Gedanke an Gernot half ihr dabei, noch einmal alle Kräfte zu mobilisieren. Sie wusste, dass er sie totschiessen würde, wenn es ihr nicht gelang zu entkommen. Schnell sprang sie auf und wollte zur Tür rennen, als sie am Arm gepackt und brutal zur Wand geschleudert wurde. Halb benommen rutschte sie auf den Boden und blieb dort einige Sekunden bewegungslos liegen. Sie hörte wie der Mann laut zu keuchen begonnen hatte und wusste, dass sie eigentlich hätte aufstehen müssen. Die Kraft hierfür hatte sie jedoch nicht mehr. Das wochenlange Hungern zollte nun ihren Tribut. Ihr Körper war zu sehr geschwächt, um sich weiter wehren zu können. Halb ohnmächtig spürte Enneleyn, wie der Mann sie wieder aufzog und dann gegen einen Tisch stieß. Er hielt sie von hinten eng umklammert und drückte nun ihren Oberkörper nach

vorne über den Tisch. Dann stieß er ihren Kopf hart auf die Tischplatte, so dass vor Enneleyns Augen tausend gleißende Sterne explodierten und sie schmerzhaft aufschrie.

„Na, gefällt dir das, du Hure? Willst du mir nun endlich gefällig sein?“, keuchte er. Enneleyn konnte nicht einmal mehr antworten. Er legte seine dicken Hände um ihren Hals und würgte sie. Dann riss er ihren Kopf wieder nach hinten und begann ihn erneut auf die Tischplatte zu schlagen. Er keuchte immer lauter und plötzlich spürte sie, wie er von hinten in sie eindrang. Mit jedem Stoß seines erigierten Penis drang er tiefer in sie hinein, bis sie das Gefühl hatte, dass der Schmerz sie zerreißen müsse. Ein buntes Kaleidoskop an Farben explodierte vor Enneleyns Augen, als er plötzlich innehielt und sie grob umdrehte. Ihre Stirn war mittlerweile eine einzige Platzwunde aus der das Blut über ihr Gesicht lief. Er grinste sie hämisch an und lachte dabei dreckig auf. Dann warf er sie auf den Boden und drängte ihre Beine grob auseinander. Sein nass verschwitzter, schwabbeliger Körper hielt sie eisern fest. Dann drang er erneut in sie ein. Gewaltvoll stieß er seinen Penis in sie. Ab und zu drückte er ihre kleinen Brüste fest zusammen. Dabei stöhnte und seufzte er jedes Mal laut auf. Sein Unterkörper bewegte sich immer schneller. Immer tiefer drang er in sie hinein, bis er endlich einen lauten Schrei ausstieß und zuckend in die halbtote Enneleyn ejakulierte. Dann sackte er über ihr zusammen und begrub sie mit seinem stinkenden Körper. Nach einer halben Ewigkeit rollte er endlich von ihr herunter und zog sich an. Enneleyn indes rührte sich nicht. Irgendwann hatte sie das Bewusstsein verloren. Hart stieß er mit seinem Stiefel in ihre Seite, ohne dass sie sich bewegt hätte. Da bekam er es mit der Angst zu tun. Unter keinen Umständen wollte er, dass sie hier starb. Rasch wickelte er sie in ihren schäbigen Umhang und warf sie sich über die Schulter. Dann lief er mit schweren Schritten zur Donau hinab und schmiss sie in die stinkende Brühe. Eilig machte er kehrt und trat den Rückweg an, ohne sich noch einmal nach Enneleyn umzudrehen. Das eiskalte Wasser bedeckte sie mit einer unglaublichen Wucht und riss sie brutal aus ihrer Ohnmacht. Prustend und Wasser schluckend strampelte sie sich aus ihrem Umhang frei, der sich wie ein schweres Netz um sie legte und sie nach unten zu ziehen drohte. Keuchend schnappte sie nach Luft und versuchte sich mühsam zurück ans Ufer zu kämpfen. Es kam ihr wie ein Wunder vor, dass sie diese Energie noch mobilisieren konnte. Erschöpft blieb sie schließlich auf den eiskalten Steinen liegen. Die Kraft aufzustehen, hatte sie nicht. Müde schloss sie die Augen. Plötzlich erschien Gernot vor ihrem inneren Auge, der seine Hände hilfeschend nach ihr ausstreckte und dabei laut ihren Namen rief. Dieses Bild zwang sie schließlich dazu aufzustehen. Unendliche Müdigkeit überkam ihren schmerzenden Körper, als sie sich mühsam an den glitschigen Steinen nach oben zog. Schlotternd vor Kälte und splitterfasernackt, schleppte sie sich die dunklen Gassen entlang. Sie hatte das Gefühl, dass sie jeden Moment wieder ohnmächtig werden würde, kämpfte jedoch mit ihrer ganzen Kraft dagegen an. Sie wollte unbedingt noch einmal ihr Kind sehen. Notdürftig verbarg sie ihre Blöße und drückte sich eng in die Hausgänge wenn ihr jemand entgegenkam. Niemand bemerkte sie jedoch unterwegs. Endlich erreichte sie die schäbige Unterkunft und schleppte sich die Treppen hinauf. Sofort nahm sie sämtliche Kleidungsstücke an sich und wickelte sich fest darin ein. Ihre Zähne schlugen laut aufeinander und sie begann am ganzen Körper zu zittern. Gernot lag auf einem der Strohsäcke und schlief fest. Sie ließ sich neben ihm nieder und streichelte sanft über sein Haar. Sie fühlte sich leer und ausgehöhlt – eine leere Hülle, emotionslos, tot. Plötzlich begann der Husten und Gernot wachte daran auf. Sie begann so stark zu husten, dass sie Blut spucken musste. Erschrocken sah Gernot seine Mutter an. Er konnte zum Glück das Blut nicht sehen, welches aus ihrem Mund lief, aber so schrecklich hatte er sie noch nie zuvor husten gehört. Verzweifelt überlegte er, wie er seiner Mutter helfen konnte. Aber außer ihr ein wenig Wasser zu geben, fiel ihm nichts ein. Nach einer Weile, die ihm wie eine Unendlichkeit vorkam, ebte der Husten langsam ab. Schwer atmend lag Enneleyn auf ihrem Strohballe. Gernot nahm seinen Umhang ab und deckte sie damit fürsorglich zu. Schwach lächelte sie ihn an. Die langen dunklen Haare klebten nass und kalt in ihrem Gesicht.

„Geht es Euch jetzt wieder besser, Mutter?“, fragte er sie ängstlich. Er konnte ihr Gesicht nur als bleiches Oval vor sich in dem dunklen Zimmer ausmachen. Dass Enneleyns Gesicht fürchterlich zugerichtet war, ihre Augen teils zugeschwollen, konnte er zum guten Glück nicht sehen.

„Gernot, ich bin so froh, wieder hier zu sein. Bitte bleib bei mir“, bat sie ihn mit schwacher Stimme. Schnell legte sich Gernot neben seine Mutter, wie er es als kleines Kind immer getan hatte. Doch es dauerte eine Weile, bevor er wieder einschlafen konnte. Instinktiv wusste er, dass es seiner Mutter sehr schlecht ging. Enneleyn fiel später in einen unruhigen Schlaf. Als sie am nächsten Morgen erwachte, hatte sie das Gefühl, dass es ihren Kopf zerreißen würde. Tausend kleine Teufel rissen ihre Kopfhaut herunter und hämmerten boshaft auf ihren Kopf ein. Ihr geschändeter Körper schmerzte schrecklich und sie fühlte, wie langsam das Fieber in ihr hoch zu kriechen begann. Ihr wurde immer heißer, bis ihr Körper schließlich zu glühen anfang. Stöhnend warf sie sich auf dem Strohhallen umher, so dass Gernot aufwachte und erschrocken aufsprang. „Mein Gott, Mutter, was ist denn mit Euch passiert!“, stieß er entsetzt aus, als er ihr Gesicht sah, welches starke Schwellungen aufwies und von getrocknetem Blut verkrustet war. Hilflös fing er an zu weinen. Er rüttelte an ihrem Arm. „Mutter, bitte sag doch etwas!“, flehte er sie laut schluchzend an. Endlich schlug sie die Augen auf und versuchte ihn zu fixieren. Enneleyn wollte ihren Sohn beruhigen, brachte jedoch kein einziges Wort hervor. Dann ebte die Fieberwelle ab und ihre Zähne begannen laut aufeinander zu schlagen. Als er sah wie bitterlich sie fror, lief er in der kleinen Kammer umher und raffte alle restlichen Kleidungsstücke zusammen, um sie über seine Mutter zu legen. Voller Angst beobachtete er den Kampf seiner Mutter gegen den Schüttelfrost, der sie fest in seinen Klauen hielt. Nach einer Unendlichkeit löste das Fieber schließlich die Kältewelle ab. Wie eine heiße Welle überrollte es ihren Körper und riss sie mit sich. Gequält wälzte Enneleyn sich hin und her. Dann verlor ihr misshandelter Körper das Bewusstsein und sie begann in ihren Fieberträumen laut nach Ludwig zu rufen. Gernot lief nach draußen um ein Stück Leinen mit Wasser zu befeuchten. Er wischte ihr damit über das Gesicht und die aufgesprungen Lippen. Schnell färbte sich der Stofffetzen rot. Ein bisschen Linderung konnte er ihr damit zeitweise verschaffen, aber ihr Zustand verschlechterte sich im Laufe des Tages immer mehr. Ab und zu wachte sie aus ihren Fieberträumen auf. Dann hielt sie kraftlos seine Hand in der ihren und Gernot konnte die starke Hitze spüren, die tief aus ihrem Inneren kam und ihren Körper zu verbrennen drohte. „Gernot, mein Kind, hör mir gut zu“, flüsterte sie schwach. „Dein Vater hat ein Schriftstück aufgesetzt welches bestätigt, dass du sein Sohn bist. Er hinterlegte es beim Medicus in Urach. Wenn du erwachsen bist ...“ sie begann keuchend zu husten und fuhr dann fort, „wenn du erwachsen bist, gehst du zurück und holst es dir. Vergesse nie, dass du Graf Ludwigs geliebter Sohn bist.“ Erschöpft schloss sie die Augen. Das lange Reden hatte sie angestrengt, aber sie musste ihm alles sagen, bevor es zu spät war. Gernot hörte mit großen Augen zu. Er verspürte plötzlich eine schreckliche Angst in ihm hochsteigen. Warum erzählte ihm das seine Mutter jetzt. Erst sollte sie wieder gesund werden, dann konnte sie ihm das alles immer noch erklären. Erneut begann ein Fieberkrampf sie zu schütteln. Den restlichen Tag verbrachte sie zwischen Schüttelfrost und Fieberanfällen, welche ihren stark geschwächten Körper immer mehr auslaugten. In der Nacht kamen wieder die grässlichen Hustenanfälle, in denen sie Blut spuckte. Gernot wusste sich überhaupt nicht mehr zu helfen. Er saß verängstigt in einer Ecke und wagte sich erst wieder hervor, als seine Mutter leise seinen Namen flüsterte. „Gernot, mein Junge.“ Er stand auf und lief zu seiner Mutter hinüber. Wieder nahm sie seine Hand und zog ihn schwach zu sich hinunter. „Gernot, du musst nun sehr stark sein. Ich werde nicht mehr lange zu leben haben.“ Ein Schluchzen entrann sich seiner Kehle. Er konnte nicht glauben was sie soeben gesagt hatte. „Nein, Mutter, du darfst nicht sterben. Was wird dann aus mir!“, stieß er verzweifelt hervor.

„Gernot, es tut mir so leid, glaube mir“, sie nahm rasch zwei keuchende Atemzüge. Dann fuhr sie mit letzter Kraft fort. „Du musst nach Urach zurückkehren und die Grafschaft für dich einfordern. Du bist der rechtmäßige Erbe deines Vaters. Das einzige Kind, welches er bis zu seinem bitteren Ende geliebt hat. Das ist dein Recht und dein Vater wollte es immer für dich. Vergess’ das nie und verliere nie den Ring, den er dir gegeben hat. Ich liebe dich von ganzem Herzen, aber ich werde bald zu deinem Vater gehen.“ Dann schloss sie erneut die Augen. Am nächsten Morgen verstarb sie, ohne das Bewusstsein noch einmal wiedererlangt zu haben. Gernot, der die ganze Nacht über kein Auge zugemacht hatte, fiel gegen Morgen in einen tiefen, traumlosen Schlaf. Die ersten grauen Sonnenstrahlen drangen durch die Holzverschlänge und ließen die Staubflöckchen lustig umhertanzen. Gernot schlug die Augen auf und beobachtete das Schauspiel. Für einen Moment vergaß er alles um sich herum. Der Tanz der kleinen Staubflocken erinnerte ihn an sein Zimmer in Urach. Rasch kniff er die Augen zusammen. Er versuchte den Gedanken daran weit von sich zu schieben. Zu schmerzhaft war die Erinnerung daran. Er sah sich kurz in der kleinen Kammer um, deren Schübigkeit gnädigerweise noch teils im Schatten lag. Dann holte ihn mit einem Schlag die Realität zurück. Angstvoll startete er hinüber zu seiner Mutter. Diese lag reglos unter vielen Schichten von Decken und Kleidungsstücken. Rasch stand er auf und lief zu ihr hinüber. Wächsern blickte das kleine, spitze Gesicht zwischen den Stofffetzen hervor. Seine Mutter hatte sich irgendwie verändert. Sie sah so – er versuchte nach einem Vergleich zu suchen. Je länger er sie jedoch beobachtete, umso seltsamer kam ihm ihr Gesicht vor. Es so seltsam wächsern aus. Noch immer schreckte er davor zurück, sie wachzurütteln. Versuchte die Erkenntnis der Wahrheit solange wie möglich von sich zu schieben. Tief in seinem Inneren wusste er jedoch, dass sie tot war. Gestorben, während er ein paar Fußbreit neben ihr auf dem Strohhallen geschlafen hatte. Sie hatte ihn verlassen, war einfach nicht mehr da. „Nein!“, schrie er gequält auf. Er versuchte sie am Arm wachzurütteln. Sie musste die Augen einfach aufschlagen, sie war doch seine Mutter, sie durfte nicht tot sein. „Mutter, Mutter, wacht auf! Wacht doch endlich auf. Ich werde auch Arbeit suchen und mit Euch aus diesem Loch ziehen!“, er fiel weinend auf die Knie. „Ich verspreche es Euch, aber bitte lasst mich nicht auch noch alleine!“ Tränen rannen ihm die dreckigen Wangen hinunter, aber er bemerkte es überhaupt nicht.

Am nächsten Morgen stand er schließlich mit steifen Gliedern auf und machte sich auf den Weg zu dem Mann, der ihnen die kleine, dunkle Kammer vermietet hatte. Ihm erzählte er was passiert war. Dabei versuchte er mit aller Kraft, die Tränen zu unterdrücken, die unter seinen Lidern brannten. Seine einst so strahlend, braunen Augen waren erloschen. Mit seinen sieben Jahren stand er nun völlig alleine da. Der Vermieter, welcher ein kaltherziger Mensch war, schaute ihn nur genervt an. Ihm war es völlig egal, dass der Kleine, der da so tapfer vor ihm stand, soeben seine Mutter verloren hatte. „Deine Mutter muss aus dem Zimmer raus, damit ich es wieder vermieten kann. Und du verschwindest dann auch von dort.“ Wohin er gehen sollte, war dem Mann egal. Verzweifelt ging Gernot wieder zurück in die Kammer und setzte sich neben den Strohhallen, auf dem seine Mutter noch immer lag. Einige Zeit später kamen zwei Männer zur Tür hinein. Erschrocken stand Gernot auf. „Wir holen die Tote ab“, sprach der ältere der Männer. Ohne auf eine Antwort von Gernot zu warten, packten sie seine Mutter grob an Händen und Füßen und trugen sie nach unten. Gernot hatte gerade noch Zeit, die wenigen Habseligkeiten die im Zimmer verstreut lagen zusammenzuraffen und schnell die Treppe nach unten zu laufen. Dort sah er, wie die beiden Männer seine Mutter auf einen kleinen Holzwagen schmissen. Er wollte schon protestieren, sah aber ein, dass er damit nichts erreicht hätte. Er nahm seinen ganzen Mut zusammen und fragte, wohin sie seine Mutter bringen würden. Der Ältere der beiden schaute ihn mit regungslosem Gesichtsausdruck an und meinte emotionslos, dass man sie in einem öffentlichen Armengrab, nahe dem Friedhof begraben würde. Mit hängendem Kopf lief Gernot neben dem Wagen her. Sie durchquerten die halbe Stadt und kamen schließlich an eine Kirche, die einen kleinen Gottesacker hatte.

Dort nahmen sie eine Schaufel und hoben ein großes Loch aus. Entsetzt schaute Gernot zu, wie sie seine Mutter packten und in das kalte dunkle Grab fallen ließen.

„Wenn du willst, kannst du noch ein letztes Gebet für sie sprechen“, meinte derjenige, welcher zuvor völlig emotionslos geschaut hatte. Niedergeschlagen, das Herz voller Schmerz und Trauer, trat Gernot daraufhin ans Grab seiner Mutter und sah auf sie hinab. Er war innerlich wie betäubt, konnte keinen klaren Gedanken fassen, geschweige denn ein Gebet sprechen. Eine Schaufel voll dunkler Erde landete auf ihrem Gesicht und riss ihn aus seinem tiefen Schmerz. Gequält schrie er auf. Die Männer hatten damit begonnen, das Grab zuzuschaufeln. Dabei beachteten sie Gernot nicht mehr weiter. Er wollte ihnen die schwere Gerätschaft aus den Händen reißen. Wollte verhindern, dass sie dreckiges Erdreich auf seine geliebte Mutter schaufelten, aber seine Hände und Beine waren wie gelähmt. Immer mehr der dunklen Erde fiel auf sie hinab und bedeckte langsam ihren Körper. Es schien, als würde eine unheimliche Macht seine Mutter tief ins Erdinnere ziehen. Mit wackligen Beinen stand er da und schaute dem grotesken Schauspiel zu. Seine Gedanken rasten und ihm wurde schwindelig. Mit einem Mal war zu seinen Füßen nur noch ein großer und dunkler Erdhaufen. Die Männer, die ihr Werk beendet hatten, nahmen den Holzkarren und entfernten sich mit schweren Schritten. Einsam und verlassen stand Gernot am Grab seiner Mutter. Er wusste nicht wie lange er dort verharrt hatte, aber irgendwann war ihm bitterlich kalt. Traurig warf er noch einen letzten Blick auf das frische Grab und ging dann zurück. Sein Bündel mit den wenigen Habseligkeiten hielt er fest in der Hand. Zielloos strich er durch die langsam dunkel werdenden Gassen. Er hatte keine Ahnung, was er nun tun sollte. Sein Magen erinnerte ihn laut knurrend daran, dass er seit langer Zeit nichts mehr gegessen hatte. Aber in Anbetracht des Schmerzes, der ihn zu überwältigen drohte, war ihm das egal. Sowieso wäre es vielleicht das Beste, wenn er auf der Stelle verhungern würde. Gequält lachte er auf, lachte unkontrolliert weiter. Er konnte überhaupt nicht mehr aufhören zu lachen, verlor völlig die Kontrolle über sich. Hysterisch erschall sein Lachen zwischen den schäbigen Gassen. Die vorübereilenden Menschen schauten ihn befremdet an und schlugen einen weiten Bogen, als hätten sie Angst, sich bei ihm anzustecken. Lachend fiel er auf die Knie, hielt sich den Bauch und sank mit der Stirn auf das dreckige Pflaster. Dann, mit einem Mal, schlug sein Lachen in Schreien über und haltlos liefen ihm die Tränen über das dreckige Gesicht. Als die Nacht hereinbrach, suchte er sich eine kleine Nische zwischen zwei Häusern und wickelte sich fest in seine Kleidungsstücke ein. Am nächsten Morgen wachte er steif und durchgefroren auf. Sein Magen fühlte sich nun so schwach an, dass er beschloss, bei irgendeinem Händler auf dem Markt um etwas Essen zu betteln. Als er dort angekommen war, ging er auf einen freundlich aussehenden Bäcker zu und bat ihn um ein Stück Brot. Der Bäcker lachte ihn jedoch nur aus. „Junge, ich verschenke doch nicht meine Waren. Was glaubst du eigentlich?“ Gernot versuchte ihm seine Lage zu erklären, doch der Bäcker schüttelte schnell den Kopf. „Davon will ich überhaupt nichts hören und jetzt mach dass du von hier wegkommst. Du verscheuchst mir ja die ganze Kundschaft.“ Betrübt trollte sich Gernot davon. Er versuchte es noch bei einigen anderen Händlern, die ihn jedoch gleich behandelten. Überall wurde er wie ein lästiger Köter davongejagt. Langsam, aber unaufhörlich wuchs eine dunkle Wut in seinem Inneren heran und verdrängte die tiefe Verzweiflung. Die letzten Worte seiner toten Mutter kamen ihm wieder in den Sinn. Er war des Grafen Sohn. Was um alles in der Welt erlaubten sich diese wertlosen Kreaturen, ihn so zu behandeln. Sie hatten keinerlei Recht dazu. Wütend lief er die Gasse entlang und kickte mit zusammengekniffen Lippen kleine Steine über die Straße. Diese Leute wussten wohl nicht, dass er kein hergelaufener Bettler war, sondern Graf Ludwigs Sohn.

Wenn sie ihm freiwillig nichts geben wollten, so würde er sich eben nehmen was er brauchte, um zu überleben. Entschlossen lief er weiter und begab sich dann erneut zu einem Bäcker. Rasch vergewisserte sich Gernot, dass ihn niemand beobachtete. Dann streckte er die Hand aus und nahm einen Laib Brot aus dem Korb. Genau in diesem Moment drehte sich der

Bäcker um und sah Gernot mit dem Gebäck in der Hand. „Was fällt dir ein? Geb’ mir sofort das Brot zurück!“, fuhr er ihn wütend an und schoss hinter seinem kleinen Verkaufsstand hervor. Schnell rannte Gernot davon, gefolgt von einem überaus wütenden Bäcker. Da dieser jedoch schon älter und auch recht dickleibig war, blieb ihm bald die Puste weg und er wurde immer langsamer. Schließlich sah er ein, dass er Gernot niemals mehr einholen würde und schrieb das Brot ab. Ärgerlich kehrte er zu seinem Stand zurück. Dort beschwerte er sich lauthals über das Gesindel, welches den ehrbaren Leuten die letzten Haare vom Kopf stahl. Gernot indessen rannte immer weiter. Er durchquerte vor lauter Angst die gesamte Stadt und machte erst Halt, als er keine Luft mehr bekam. Verwundert schaute er sich um. Hier war er noch nie gewesen. Er hatte keine Ahnung, wie weit er auf seiner Flucht vor dem Bäcker gerannt war. Seufzend ließ er sich in einem kleinen verwahrlosten Hinterhof nieder und begann gierig von dem Brot zu essen. Als ein Schatten über ihn fiel, sah er erschrocken auf. Erleichtert sah er, dass ein etwa gleichaltriger Junge vor ihm stand.

„Das hast du ganz gut gemacht muss ich sagen“, sprach dieser ihn an. Misstrauisch musterte ihn Gernot. Der Junge hatte strohblonde Haare, die ihm in langen Strähnen ins Gesicht fielen. Durch seine löchrige Kleidung und sein schmutziges Gesicht, wirkte er verwahrlost und heruntergekommen. Mit einer energischen Bewegung strich er sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht. „Wie heißt du?“, fragte ihn der Junge. Gernot nannte ihm zögernd seinen Namen. „Und wer bist Du?“, wollte er von ihm wissen.

„Mich nennt man den blonden Friedrich. Wo wohnst du denn?“ Er stand breitbeinig vor Gernot.

„Nirgendwo.“ Betrübt schaute Gernot auf das Brot nieder.

„Ich verstehe.“ Er fixierte ihn nachdenklich für einige Sekunden. „Wenn du willst, kannst du bei uns wohnen. Dafür musst du allerdings auch für uns arbeiten.“ Interessiert schaute Gernot auf.

„Was meinst du mit „wir“ und was soll ich arbeiten?“

„Wir sind zu zweit und könnten Verstärkung gebrauchen. Ich habe gesehen, wie schnell du gerannt bist, nachdem du das Brot gestohlen hast. Du könntest den Händler weglocken, während wir die Waren stehlen.“

Verdutzt schaute Gernot ihn an. Er verstand nicht recht, was der blonde Friedrich damit meinte. „Schau nicht so blöd drein. Ist doch ganz einfach. Du klaust etwas und vergewisserst dich, dass der Händler dich sieht. Natürlich wird er dich verfolgen. Währenddessen haben wir Zeit genug, mehrere Sachen zu nehmen.“ Gernot hatte sich über seine Zukunft noch überhaupt keine Gedanken gemacht. Darüber, von was er leben sollte. Wenn er es sich also recht überlegte, war das doch eigentlich eine gute Möglichkeit. Irgendwie musste er sich ja durchschlagen. Wieso also nicht durch Diebstahl. Noch etwas zögernd nahm er das Angebot an. Daraufhin führte Friedrich ihn in ein tiefes Labyrinth von Gassen. Immer enger und schmaler wurde es, bis er schließlich vor einem halb verfallenen Haus stehen blieb. Dort machte er sich an einer kleinen Öffnung zu schaffen und schlüpfte hinein. Gernot machte es ihm nach und stand in einer kleinen, dunklen Kammer, in welcher Stroh auf dem Boden verteilt lag. In der Ecke saß ein Junge, der ungefähr gleichaltrig war. Er war in löchrige Decken gewickelt. Rasch sprang er auf.

„Das ist Gernot. Er wird ab heute bei uns wohnen“, klärte ihn der blonde Friedrich auf.

„Tag, ich bin Kaspar“, meinte dieser nur und ließ sich wieder auf den Boden fallen.

„Du könntest eigentlich dein Brot mit uns teilen, da du nun zu uns gehörst, Gernot“, forderte ihn Friedrich auf.

Einträchtig saßen die drei Jungen wenig später zusammen und verzehrten das gestohlene Brot. Später erfuhr Gernot die Lebensgeschichte der beiden Jungs. Ähnlich wie bei ihm, hatte auch Kaspar seine Eltern verloren. Friedrichs Mutter dagegen lebte immer noch, wollte von ihrem Sohn jedoch nichts wissen. Sie hatte ihn rausgeschmissen, nachdem ein Mann zu ihr gezogen war. Friedrich hasste sie dafür abgrundtief. Schon bald hatte sich Gernot bei den beiden

Jungen eingelebt. Er hatte in ihnen eine Art Familienersatz gefunden, der ihm half, sich von der abgrundtiefen Trauer abzulenken. Dass er Graf Ludwigs Sohn war, behielt er für sich. Nach einigen Wochen hatte sich bei der dreiköpfigen Bande ein fester Tagesablauf eingespielt. Morgens gingen sie auf Diebestour und nachmittags streiften sie durch die Straßen und Gassen Ulms. Abends trieben sie sich in den dunklen Bezirken der Stadt umher, in welchen die Huren und Tagediebe herumlungerten. Gernot war anfangs noch schockiert, halblöbliche Frauenleiber zu sehen, aber schon recht bald gewöhnte er sich an die dunkle und hässliche Seite Ulms. Auf ihren Diebeszügen wurden die drei Jungs immer dreister. Schon bald lebten sie recht gut von den geklauten Lebensmitteln. Eines Tages jedoch rutschte Kaspar auf dem nassen und glitschigen Pflaster aus. Das Brot, welches er gestohlen hatte, fiel ihm in großem Bogen aus der Hand und rollte die Gasse hinab. Schnell versuchte er wieder auf die Beine zu kommen, musste zu seinem Schrecken jedoch feststellen, dass er sich am Knie verletzt hatte. Humpelnd lief er los. Doch er war kaum ans nächste Straßeneck gekommen, als er sah, wie der bestohlene Bäcker geradewegs hinter ihm her geschnauft kam. So schnell es ging lief er in die Gasse hinein, den Bäcker dicht auf seinen Fersen. Er zwang sich, die Schmerzen zu ignorieren und begann humpelnd zu rennen. Tränen rannen ihm die dreckigen Wangen hinab. Endlich tauchte das kleine vergammelte Haus auf und er zwängte sich schnell durch die Öffnung. Schwer atmend ließ er sich auf den Boden fallen, das verletzte Knie weit von sich gestreckt. Er konnte nur hoffen, dass der Bäcker nicht gesehen hatte, wie er in dem Haus verschwunden war. Eine Stunde später kamen Friedrich und Gernot zurück. Sie hatten Kaspar bereits überall gesucht. Erleichtert sahen sie, dass er in Sicherheit war. Sie hatten gedacht, dass er erwischt worden wäre. Kaspars Knie begann schmerzvoll zu pochen und schwoll schon bald dick an. „Du musst in den nächsten Tagen wohl hier bleiben“, meinte Friedrich. Anstatt wie jeden Nachmittag durch die Gassen zu stolchen, leisteten sie Kaspar heute Gesellschaft. Sie hatten es sich richtig gemütlich gemacht, als sie von draußen Stimmen vernahmen. Erstaunt sahen sich die Jungs an. Kaspar erzählte ihnen nun kleinlaut, dass der Bäcker ihn wahrscheinlich dabei beobachtet hatte, wie er in das Haus gestiegen war. Er riet ihnen zu verschwinden. Friedrich wies ihn verärgert an, sich ruhig zu verhalten, als plötzlich die Eingangstür aufgebrochen wurde und helles Tageslicht durch die staubige Luft sickerte. Rasch traten sechs Männer ein, unter ihnen der Bäckermeister. „Dort ist ja das Gesindel. Endlich haben wir euch geschnappt, ihr Nichtsnutze. Ehrliche Menschen zu bestehlen!“, empörte sich der Bäcker und spuckte vor ihnen aus. Gernot und Friedrich waren vor Schreck wie erstarrt. Sie wurden von den Wachmännern an den Armen gepackt und hinausgezogen. Auch bei Kaspar machten sie keine Ausnahme, obwohl dieser vor Schmerz laut aufheulte. Draußen wurden sie an Händen und Füßen gefesselt und in einen hölzernen Käfig geschmissen, der auf einem Wagen bereit stand. Rumpelnd fuhren sie so durch die Stadt. Die Menschen blieben stehen und verhöhnten sie lautstark. Ab und zu wurde ein Stein auf den hölzernen Käfig geschmissen. Nach einer endlos langen Fahrt kamen sie an einem größeren Haus an. Dort wurden sie in ein großes, feuchtes Verlies geschmissen, welches mit zerlumpten und dreckigen Gestalten gefüllt war. Ratten und Mäuse sprangen um ihre Füße und es stank fürchterlich nach Urin, Fäkalien und abgestandenem Schweiß. Schweigsam drückten sich die Jungs in eine der dunklen Ecken auf den Boden. „Was glaubt ihr, wird mit uns passieren?“, fragte Gernot ängstlich. Mit Schrecken erinnerte er sich daran, dass Diebe in manchen Fällen aufgehängt wurden.

„Sicherlich wird man uns schon bald wieder gehen lassen. Wir sind doch nur Kinder“, meinte Kaspar naiv.

„Das glaubst du ja selbst nicht. Lebend kommen wir hier nicht mehr weg. Das ist klar.“ Friedrichs Prognose drang düster durch die Dunkelheit.

„Dann müssen wir versuchen, so schnell wie möglich von hier zu verschwinden“, flüsterte Kaspar.

„Und wie bitte willst du das anstellen? Sollen wir uns etwa durch die vergitterten Fenster zwängen?“ Gernot wollte nicht gemein sein, aber Kaspar war wirklich zu einfältig. Am nächsten Morgen wurde ein wässriger Haferschleim gebracht, auf den sich die Gefangenen stürzten. So ging es eine ganze Woche lang, bis sie endlich vor den Richter geführt wurden. Dieser ordnete an, dass ihnen die rechte Hand abgeschlagen werden sollte. Entsetzt sahen sich die drei an. Kaspar war kreidebleich geworden und drohte umzukippen. Bereits am nächsten Tag sollte das Urteil ausgeführt werden. In dieser Nacht machten die drei Jungs kein Auge zu. Sie malten sich in den schrecklichsten Farben die Vollstreckung des Urteils aus. Das Licht drang zögernd durch die eisernen Stäbe, als die schwere Holztür quietschend aufgeschlossen wurde. Zwei Wärter traten ein und zogen die widerstrebenden Jungs mit sich. Gernot hatte das Gefühl, in einem fortwährenden Albtraum gelandet zu sein. Verzweifelt drückte er sich die Fingernägel in den Handballen, um durch den kurzen Schmerz endlich aufzuwachen. Er wünschte sich von ganzem Herzen in seinem sauberen Bett in Urach zu liegen, diesen schrecklichen Albtraum weit hinter sich lassend. Stattdessen fand er sich wenige Minuten später auf dem kalten Hinterhof des Gefängnisses wieder. Mittag stand ein Holzschafott auf dem bereits der Scharfrichter auf sie wartete. Er hatte ein großes Beil in der Hand, welches in den ersten Sonnenstrahlen hell aufblitzte. Als erstes wurde Friedrich an den hölzernen Block hinauf geführt. Wie aus einem Traum schien er zu erwachen und blickte mit weitaufgerissenen Augen auf den blutverschmierten Holzblock, der dekorativ in der Mitte des Schafotts stand. Als er realisierte, dass das Beil des Scharfrichters nur darauf wartete, seine Hand von seinem Körper zu trennen, schrie er erbärmlich los. Die beiden Wachen zerrten ihn mit reglosen Gesichtern weiter. Für einen Dieb wie ihn, hatte niemand Erbarmen, gleichwohl es sich bei diesem Dieb noch um ein Kind handelte. Gewaltsam drückten sie seinen Arm nach unten auf den Block und hielten ihn mit eisernem Griff fest. Der Scharfrichter schwang sein Beil weit nach hinten, während Friedrich sich mit aller Gewalt zu wehren versuchte. Alle Mühe war jedoch vergeblich. Das Beil schnitt mit einem leisen Sirren durch die Luft und durchtrennte das Gelenk sauber von Hand und Arm. Voller Entsetzten schauten Gernot und Kaspar auf den blutenden Stumpf ihres Freundes, der sich grotesk am Arm ausnahm. Ein Würgen machte sich in Gernots Kehle breit. Nur jetzt nicht ohnmächtig werden, dachte er. Irgendein Wunder wird passieren. Mutter, Vater, helft mir, schrie er lautlos auf. Aber es geschah nichts. Niemand eilte zur Hilfe.

Friedrich stand unter Schock. Er war verstummt. Die plötzliche Stille nach den grauenvollen Schreien erschien unnatürlich – surreal. Kein Laut war zu hören. Selbst die Vögel hatten das Grauen mitbekommen und scheinbar ihre fröhlichen Tiraden eingestellt. Mit wachsbleichem Gesicht versuchte Friedrich aufzustehen, stolperte jedoch und verlor das Bewusstsein. Die Wärter schleiften den armen Jungen von dem Holzblock weg und ließen ihn ein paar Fußbreit entfernt zu Boden gleiten.

Wie ein schreckliches Mahnmal stand der hölzerne Block in der Mitte. Dunkelrot und glitzernd lief das Blut Friedrichs daran herunter. Die Wachen drehten sich um und fixierten Kaspar. Langsam liefen sie die zwei Treppen des Schafotts hinunter und steuerten direkt auf ihn zu. Nachdem Kaspar gesehen hatte, was mit Friedrich passiert war, schlug und trat er nach den Wachen. Er führte sich wie ein Besessener auf. Zwischen den Tritten stieß er schauerliche Laute der Angst aus. Die Männer versuchten ihn jeweils an Händen und Beinen zum Schafott zu schleifen. Gernots Blick wanderte hinüber zum Scharfrichter. Dieser war ganz und gar in der Szenerie des schreienden Kaspars gefangen. War das vielleicht die Möglichkeit die sich ihm nun eröffnete? Aber konnte er es überhaupt wagen? Einen tiefen Atemzug später, spürte Gernot zu seinem Erstaunen, wie sich seine Beine in Bewegung gesetzt hatten. Er konnte das Echo seiner Schritte überlaut von den Wänden des Gefängnishofes widerhallen hören. Jeder musste es hören, dachte er verzweifelt. Es konnte sich nur um Sekunden handeln, bis ihm einer der Wachen hinterher gerannt kam und dann Gnade ihm Gott. Es war absurd, sich über so etwas nun Gedanken zu machen, aber er konnte

seine Gedanken nicht anhalten, geschweige denn abschalten. Mittlerweile hatte er den Gefängnishof überquert und war gerade im schützenden Schatten der hohen Gebäudemauern eingetaucht, als er einen schrecklichen Schrei hinter sich vernahm. Er zwang sich, nicht anzuhalten und nach hinten zu schauen. Mit verzerrtem Gesichtsausdruck und hochkonzentriert, fixierte Gernot den großen, steinernen Torbogen des Gefängnishofs. Nur noch wenige Sekunden trennten ihn von der Freiheit. Er musste es einfach schaffen. ‚Gernot, Du musst zurück nach Urach kehren und die Grafschaft übernehmen, du musst Graf von Urach werden‘, hämmerte ihm seines Vaters Worte in schnellem Stakkato durch den Kopf. Er rannte so schnell es ging durch den großen Gefängnishof, auf den Torbogen zu. Das eiserne Tor war nicht verschlossen, so dass er blitzschnell hindurch eilen konnte. Er rannte so schnell, dass seine Füße trugen. Nicht einmal zurückschauen wollte er. Wenn sie ihn jetzt erwischen würden, konnte es sein, dass sie ihn köpften, anstatt nur die Hand abzuhacken. Er lief im Zickzack durch die Straßen. Ich muss die Fesseln von meinen Händen lösen, es ist viel zu auffällig, schoss es ihm durch den Kopf. In einer dunklen Nische hielt er an und zerrte solange daran, bis sich das Seil langsam zu lösen begann. Mit einem dumpfen Aufprall fiel er auf das Kopfsteinpflaster und blieb dort wie eine tote Schlange liegen. Erleichtert rieb sich Gernot über die Handgelenke. Dann zuckte er zusammen. Genau an dieser Stelle war Friedrichs Hand vom Arm getrennt worden. Er würgte die Übelkeit hinunter. Wenn er sich nicht beeilte, hätte auch er bald keine rechte Hand mehr. Er lugte um die Ecke und rannte mit schnellen Schritten in Gassen hinein, durch Häuser hindurch und erreichte dann endlich das große Stadttor. Seine Lungen schienen zu explodieren, aber er durfte jetzt noch nicht langsamer werden. Erst wenn er die Stadt hinter sich gelassen hatte, war er in Sicherheit. Schnell rannte er auf das dichte Unterholz zu, welches rechts der Stadtmauer entlang wucherte. Immer tiefer drang er vor, bis die Bäume dicht beieinander standen und kaum mehr Licht durchließen. Der dunkle Wald hatte ihn in seine schützenden Arme aufgenommen. Rasch drehte Gernot sich um und schaute schwer atmend zurück. Außer Bäumen war nichts zu sehen. Zu tief war er bereits in den Wald eingedrungen. Erschöpft ließ er sich auf einem Baumstamm nieder. Sein schwerer Atem drang laut durch die Luft und sein Blut pochte rhythmisch in den Ohren. Ängstlich sah er sich um, konnte jedoch niemanden sehen. Er gönnte sich nur eine kurze Pause und rannte dann weiter. Schon längst hatte er die Orientierung verloren. Langsam lichtete sich der Wald und vor ihm lagen offene Felder im zarten Frühjahrslicht. Zögernd trat er aus dem Schutz der Bäume und sah sich um. Nirgendwo war eine Menschenseele zu sehen. Er setzte seinen Weg fort. Dörfer mied er dabei. Es wurde Nacht und Gernot versuchte sich ein warmes Lager aus Laub zu machen. Der Versuch misslang, er fror bitterlich. Er überlegte sich, ob sie die Suche nach ihm wohl aufgegeben hatten und was mit seinen Freunden geschehen war. Er wusste, dass er sie nie wieder sehen würde, was ihn unendlich traurig stimmte. Erneut stand er alleine und völlig auf sich selbst gestellt in einer grausamen Welt da. In einer Welt, in der die Schwachen so gut wie keine Chance hatten. Und wieder einmal hatte ihm das vermaledeite Schicksal schlechte Karten zugespielt. Er war am verlieren, hatte bereits seine Eltern und Freunde verloren und wusste nun nicht mehr, wie es weitergehen sollte. Er stand alleine. Wenigstens besaß er noch seine beiden Hände. Das war schon viel wert. Stigmatisiert als Dieb, würden Friedrich und Kaspar wohl ein Leben als Bettler führen müssen. Trotzdem halfen ihm die zwei Hände nur, wenn er bald etwas zu essen in den Magen bekam. Da ihm die Konsequenz seines Diebstahls noch frisch im Gedächtnis hing, musste er wohl oder übel einen Bauern um Arbeit bitten. Er lief einen weiteren Tag mit knurrendem Magen weiter. Dann kam er erneut durch ein kleines Dorf und versuchte dort sein Glück. Niemand konnte ihn hier gebrauchen. Auch im nächsten Dorf hatte er Pech. Er wollte bereits aufgeben, als er schließlich doch noch Arbeit fand. Der Hof lag weit außerhalb des Dorfes. ‚Ein bisschen kümmerlich wirkst du ja schon, aber ich will es mal mit dir versuchen. Morgen früh weck ich dich und dann mistest du als erstes den Stall aus. Danach werden die Tiere mit Futter versorgt und dann bekommst du dein

Frühstück. Und glaube mir, langweilig wird dir bei mir nicht werden. Dafür Sorge ich schon.“ Der Bauer, ein grobschlächtiger Mann, war mehr als unfreundlich, aber Gernot war froh, fürs erste eine Unterkunft und Arbeit gefunden zu haben. Zu der Familie gehörte noch ein neunjähriger Sohn, Namens Jonathan. Dieser erinnerte Gernot stark an ein Schweinchen. In dieser ersten Nacht schlief er sofort ein, da er von seiner langen Flucht sehr erschöpft war. Im Stall war es warm und trocken und es roch beruhigend nach Tierkörpern.

Bad Urach im Jahr 2018

Eine Urgewalt entlud sich über dem Hohen Urach und tauchte die schroffen Umrisse der alten Burg in ein surreal grelles Licht. Grollend kam der Donner immer näher. Der Himmel schien aus einer einzigen Geräuschkulisse zu bestehen. Mit bangem Blick schaute die 26-jährige Claire zu den schwarzen Wolken hinauf. Lange konnte es nicht mehr dauern, bevor sie sich mit ihrer gesamten Gewalt entladen würden und dann gnade ihnen Gott. Sie kniff ihre grünen Augen zusammen und hielt nach einem Unterschlupf Ausschau. Ihr Freund Samuel stand ein paar Meter neben ihr. Auch er beäugte den Himmel misstrauisch. Ein greller Blitz schlug ganz in der Nähe der Beiden ein und ließ sie zusammensucken. „Wir müssen dringend irgendwo unterstehen, Samuel!“ Claire versuchte das Tosen des Sturms zu überschreien. Ihr Freund schaute sie genervt von der Seite an. „Wenn ich das gewusst hätte, wäre ich nie mit hier rauf gekommen. So ein Scheiß aber auch! Jetzt sitzen wir in dem Unwetter fest. Hätte ich nur nicht auf Dich gehört!“ Wütend drehte er sich um und suchte ebenfalls nach einem Unterstand. Claire war die schlechte Laune ihres Freundes nicht entgangen. Irgendwie tat es ihr auch leid, dass sie ihn dazu überredet hatte. Sie selbst hatte es jedoch als eine gute Idee empfunden, auf die alte Burg zu wandern. Die Sicht von hier oben war gigantisch. Allerdings versank diese traumhafte Aussicht gerade hinter einer grauen Regenwand. „So wollte ich diesen Tag eigentlich nicht verbringen!“, schrie der 28-jährige schlaksige Samuel seiner Freundin durch das Tosen des mittlerweile stark aufbrausenden Sturms zu. „Ist ja schon gut, ich habe es verstanden“, erwiderte Claire leicht genervt. Ständig hatte er etwas zu nörgeln, fiel ihr mit einem Mal auf oder lag es nur an dem schrecklichen Sturm? Sie wischte den unangenehmen Gedanken zur Seite und lachte über sich selbst. Was sollte das Wetter mit ihren Beziehungsproblemen zu tun haben? Wahrscheinlich war sie nur gereizt. Aber so plötzlich, schoss es ihr erneut durch den Kopf. Irgendwie unheimlich. Sie hob fröstelnd die Schultern, als eine starke Windböe durch ihr Haar fuhr und schmerzhaft ein paar nasse Strähnen ins Gesicht klatschte. Das Tosen wurde immer schlimmer und ein furchtbarer Platzregen setzte plötzlich ein. Das wunderbare Panorama verschwand hinter einer dichten Wand und die Welt versank in Grau. Vorsichtig lief Claire weiter. Innerhalb weniger Sekunden hatte sich der Burghof in einen schlammigen Morast verwandelt. Sie mussten schnellstmöglich irgendeinen Unterstand finden. Das tiefe, unheilverkündende Grollen kam immer näher. Claires Gesicht verzog sich zu einer ängstlichen Maske. In ihrem Inneren breitete sich ein unheimliches Gefühl aus, welches sie nicht kontrollieren konnte und sie zutiefst ängstigte. Irgendetwas stimmte hier nicht. Dieses Unwetter war einfach aus dem Nichts gekommen. Es hatte einen solch unheimlichen Tenor, dass es ihr einen kalten Schauer den Rücken hinab jagte. Unsinn, schalt sie sich selbst. Mir ist nur kalt. Ein heftiger Donnerschlag über ihrem Kopf ließ sie erschreckt zusammenfahren. Ihre Beine bewegten sich nun schneller und sie hoffte, nicht auf einen Abgrund zuzulaufen. Sie konnte fast nichts mehr erkennen. Samuel hatte mit denselben Problemen zu kämpfen. Er stolperte über einen dicken, vermoderten Ast, verlor das Gleichgewicht und wäre fast in eine der schlammigen Wasserlachen gefallen. „Claire, wo bist du denn? Claire!“, er begann lauter zu rufen. „Verdammt, wo bist Du?“ In dem tosenden Unwetter hätte sie direkt neben ihm stehen müssen, damit er überhaupt eine Chance gehabt hätte, sie zu sehen. Er begann die Richtung einzuschlagen, aus der er zuletzt Claires Stimme vernommen hatte. Immer lauter krachten die Donnerschläge und ein unheimliches Licht erleuchtete die Burg. Etwa fünf Meter vor ihm sah

er eine Bewegung. Das musste Claire sein, dachte er und eilte der Gestalt nach, die sich schemenhaft in dem diffusen Licht abzuzeichnen begann. Sie bewegte sich auf eine Mauer zu. Als Samuel näher kam, erkannte er eine kleine Öffnung im Mauerwerk, die wie eine tiefe Wunde darin klaffte. Ein greller Blitzschlag zuckte in der Nähe auf, gefolgt von einem dunklen Donnerrollen, welches zu einem wahren Inferno anschwellte. Ein leichtes Beben unter seinen Füßen ließ ihn innehalten. Hatte sich tatsächlich der Berg unter seinen Füßen bewegt? Für den Bruchteil einer Sekunde hatte Samuel das Gefühl, den Verstand zu verlieren. Was um alles in der Welt ging hier vor. Noch vor einer halben Stunde lag die Welt in warmes Sonnenlicht getaucht vor ihnen. Nichts, aber auch überhaupt nichts, hatte auch nur im Geringsten darauf hingedeutet, dass sich solch ein kraftvolles Unwetter urplötzlich über ihnen entladen würde. Dazu noch ein Erdbeben. Da, wieder hatte sich der Berg bewegt. Samuel versuchte den dicken Kloß hinunterzuwürgen, der ihm schwer im Hals steckte und unangenehm auf seinen Kehlkopf drückte. Tief aus dem Inneren schien der Berg zu grummeln. Es hörte sich nach einem schlafenden Steinmonster an, welches aus einem Jahrtausende alten Schlaf aufgeweckt wurde und sich nun langsam die Benommenheit aus den steinernen Knochen schüttelte. Wütend über die Unterbrechung, würde es ans Tageslicht heraufsteigen und schreckliches Unheil über die Menschheit bringen. Energisch schüttelte Samuel den Kopf. Wie konnte er nur solch einen Schwachsinn denken? Weder gab es Steinmonster, die tief in der Erde lauerten, noch kam das Ende der Menschheit in Sicht. Es handelte sich zwar um ein furchtbares Unwetter, aber seine Phantasie sollte deswegen trotzdem nicht verrückt spielen. Schließlich war er kein kleines Kind mehr, welches sich bei Donnerschlägen voller Angst die Decke über den Kopf zog. Mit energischen Schritten lief er weiter und hatte bald das klaffende Loch in der Steinmauer erreicht. Zu seinem Erstaunen lagen große Mauerbrocken in wildem Chaos davor. Kurz schoss ihm der Gedanke durch den Kopf, dass die Öffnung noch nicht lange da sein konnte. Durch das Geräusch des Regens drangen eilige Schritte, die auf Stein schlugen. Ihn überkam ein undefinierbares Grauen. Er konnte jedoch nicht differenzieren, ob es von dem Geräusch der Schritte oder der Gesamtsituation herzuleiten war. Samuel beugte sich vorsichtig in den Eingang hinein, jederzeit bereit, sofort zurückzuweichen, sollte ihn etwas anspringen. Lächerlich, was sollte mich denn hier anspringen, dachte er verärgert. Er konnte die ersten Stufen einer schmalen, aus Stein gehauenen Spiraltreppe ausmachen, die sich im dunklen Nichts verlor. Nein, musste er sich schnell korrigieren. Ganz dunkel war es da unten nicht. Er konnte einen flackernden Lichtschein ausmachen. War da etwas, das an die Erdoberfläche wollte. Seine Hände krallten sich voller Panik in das nasse Gestein. Er wollte zurückweichen. Seine Augen hingen jedoch wie hypnotisiert an dem Licht, das immer schwächer wurde. „Claire!“, rief er zuerst zaghaft, dann immer lauter den steilen Treppengang hinunter. Er konnte sehen, wie der Lichtschein plötzlich stehen blieb. „Claire, bist Du das?“, er spürte, wie brüchig seine Stimme war. Dann endlich hörte er ihre Stimme. „Samuel, komm’ die Treppen runter, hier unten wird es langsam trockener.“ Claire drehte bereits wieder um und lief vorsichtig die Steintreppen hinab. Sie musste sich links und rechts der bemoosten, alten Mauer abstützen, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Das Licht ihrer Taschenlampe glitt in wildem Rhythmus über die Wände. Samuel war es schleierhaft, wie sie überhaupt etwas sehen konnte. Da er keine eigene Taschenlampe dabei hatte, beeilte er sich, ihr nachzueilen. Alles war besser, als hier oben in dem peitschenden Regen zu stehen. Modrige Luft schlug ihm entgegen, als er tiefer eindrang. Es war ein uralter Geruch, der Übelkeit in ihm erzeugte. Nach einer gefühlten Unendlichkeit kam er unten an. Der Boden war staubig trocken. Der Strahl von Claires Taschenlampe bündelte sich auf dem steinernen Mauerwerk und fiel in einen kleinen Eingang. „Siehst du das, Samuel? Es sieht aus wie ein Gang.“ Claire war zögernd zu der Öffnung gelaufen und leuchtete hinein. Der Strahl ihrer Taschenlampe verlor sich jedoch in der tiefen Schwärze des steinernen Tunnels. „Also ich wäre dafür, dass wir einfach hier warten, bis sich das Unwetter verzogen hat. Dann machen wir, dass wir von hier verschwinden.“ Fröstelnd versuchte

Samuel die Dunkelheit mit seinen Blicken zu durchdringen. „Ich habe wirklich keine Lust, noch tiefer ins Erdinnere vorzustößen, Claire.“

„Ach, komm schon, sei kein Spielverderber. Vielleicht entdecken wir ja diesen sagenumwobenen Geheimgang aus dem Mittelalter“, versuchte sie ihn weiter zu locken, da sie wusste, dass Samuel nicht zu dem Typus Mann gehörte, der Abenteuer suchte. Er saß lieber daheim auf seiner bequemen Couch und ließ sich vom Fernsehen berieseln. Leichte Zweifel schossen ihr durch den Kopf. Im Grunde waren sie grundverschieden. Als Paar sozusagen inkompatibel. Zu gegensätzlich waren ihre Interessen und ihre Ansichten. Es drängte sie auf jeden Fall weiter in den Tunnel vorzudringen. Sollte er doch hier stehen bleiben, wenn er nicht mit wollte. Draußen tobte das grauenvolle Unwetter mit ungestümer Macht weiter um die Burg. Von Zeit zu Zeit war ein tiefes Donnerröllen zu vernehmen. „Dieses Gewitter hat irgendetwas Unheimliches an sich, meinst du nicht auch, Claire?“, unterbrach Samuel sie plötzlich in ihren Gedanken. „Na ja, ein wenig seltsam ist es schon, dass es ohne irgendeine Vorwarnung aufgezogen ist. Normalerweise kann man sehen, wie sich die Wolken zusammenballen. Irgendwoher muss es ja schließlich kommen“, gab Claire zu. Urplötzlich durchbrach ein ohrenbetäubender Donnerschlag das Hämmern des Regens. Es war genau über ihnen, obwohl sie gefühlte 20 Meter in die Tiefe gestiegen waren. Claire zuckte so heftig zusammen, dass ihr die Taschenlampe aus den Händen glitt. Ein leichtes Klirren war zu hören. Dann war es stockfinster und totenstill. Claire und Samuel verharrten in der undurchdringlichen Finsternis und hielten erschrocken den Atem an. Mit einem Mal schwoll ein pulsierendes Geräusch an, welches eine unangenehme hohe Frequenz in dem Gang verbreitete. Die Luft schien mit elektrischer Energie aufgeladen zu sein und begann unangenehm zu knistern. Urplötzlich schlängelte sich eine grelle Lichtkugel die Steintreppe herab. Mit offenem Mund starrte Claire auf dieses surreale Naturphänomen. Überdeutlich zeichneten sich plötzlich die Umrisse ihrer Umgebung ab. Gleißendes Licht erfüllte den Gang. Die aufblitzende Kugel kam in hoher Geschwindigkeit auf sie zugeflogen und schlug mit einer ohrenbetäubenden Explosion in die Wand neben der letzten Treppe ein. Enorme Kräfte wurden schlagartig freigesetzt und schleuderten Samuel und Claire tief in den Tunnel hinein. Dort blieben sie bewusstlos liegen. Die Erde schien sich gequält aufzubäumen, ob der brutalen Gewalt, die sich mit einem Mal entladen hatte. Der unendliche Lärm und das Beben manifestierte sich zu einer nie dagewesenen Kraft, die alles unter sich zu begraben drohte. Gewaltige Felsbrocken lösten sich von der Decke und schütteten den Treppenaufgang komplett zu. Innerhalb von Sekunden war ein Inferno ausgebrochen, wie es schlimmer nicht hätte sein können. Kein noch so kleiner Lichtstrahl konnte mehr durchsickern und die Welt versank in Getöse, Staub und schwarzer Finsternis. Das Ende der Welt schien gekommen zu sein. Hier, tief unter der Erde, eingeläutet und ausgelöst von einem unbegreiflichen Unwetter. Mit einem finalen, grauenvollen Zucken, bäumte sich die Erde noch ein letztes Mal gequält auf, begleitet von einem Donnerschlag. Dann war es wieder still – totenstill. Der Sturm war so plötzlich vorübergegangen, wie er aufgekommen war. Claire und Samuel lagen währenddessen immer noch bewusstlos in dem mit Staub angefüllten Gang. In einem Gang, der entgegen jedes Naturgesetzes, nicht eingestürzt war.